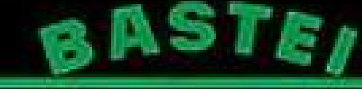
1,80 DM / Band 499
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

NEU




Die große Gruselserie von Jason Dark

Garingas Fluch

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Garingas Fluch

John Sinclair Nr. 499

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 26.01.1988

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Garingas Fluch

Der Dunkle Gral!

Eines der großen Rätsel dieser Welt. Geheimnisvoll, unerforscht und doch mit Kräften versehen, die Zeiten und Dimensionen zusammenschmelzen ließen.

Seit Jahrhunderten gesucht, nur wenigen Menschen bekannt, und die hatten ihre Kenntnisse noch mit ins Grab genommen.

Und doch sollte ich die Chance bekommen, das Geheimnis des Grals zu lüften.

Der Preis dafür war ein Drama aus Grauen, Tod und Tränen…

Mitternacht!

Für viele Menschen eine unheimliche Zeit. Wenn der alte Tag sich verabschiedet und der neue beginnt, erwachen diejenigen, die sich sonst im Dunkel einer anderen Welt und Zeit versteckt halten.

Dann steigen die Geister aus ihren Löchern, werden Alpträume geboren oder erheben sich Vampire aus ihren finsteren Grüften.

Es melden sich die Toten mit flüsternden Stimmen aus dem Jenseits, oder es schreien gequälte Seelen im Fegefeuer.

Um diese Zeit liegen auch zahlreiche Menschen in ihren Betten, haben die Hände zum Gebet gefaltet und warten darauf, daß die nächste Stunde vorbeigehen möge.

Die meisten aber kümmern sich nicht darum. Sie verschlafen die Tageswende einfach, halten nichts von den alten Geschichten und Legenden über irgendeinen Zauber und stören sich auch nicht daran, ob Vollmond ist oder nicht.

Viele feiern durch, in den beginnenden Tag hinein. Besonders im Sommer, wenn die Nächte warm sind und man sich erst beim Hellwerden dazu bequemt, noch für ein paar Stunden ins Bett zu steigen.

Nur sehr wenige Menschen stellen um diese Zeit ihren Wecker, damit sie aufstehen können. Zu diesem Personenkreis gehörte der fünfzehnjährige Timo Knäpper. Er legte sich stets sehr früh nieder, um bei der Tageswende frisch und munter zu sein.

Auch in dieser Nacht hörte er das intervallweise Piepen des elektronischen Weckers, das ihn aus dem tiefen Schlaf riß.

Timo schreckte hoch. Er hatte fest geschlafen wie selten und kam in den ersten Sekunden des Wachwerdens nicht zurecht. Langsam setzte er sich auf die Bettkante. Dann stellte er den Wecker ab. Das Geräusch hörte sich in dem stillen Haus überlaut an. Timo wollte auf keinen Fall, daß es von seinen Eltern vernommen wurde, sie durften von den nächtlichen Aktivitäten ihres Sohnes nichts wissen.

Timo schlüpfte in seine flachen Pantoffeln, blieb zunächst auf der Bettkante sitzen und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Er räusperte sich, stand dann auf, schlich zur Tür und drückte ein Ohr gegen das Holz.

Seine Eltern schliefen zwar auf der gleichen Etage, aber seinem Zimmer schräg gegenüber.

Er vernahm nichts, sie hatten also nichts bemerkt, doch Timo wollte auf Nummer Sicher gehen.

Behutsam öffnete er die Tür und ließ sie spaltbreit offen.

Er horchte in den Flur.

Es blieb still…

Um seine Lippen zuckte ein Lächeln. Es war wie in jeder Nacht. Seine Eltern schliefen, er war wach. Vater und Mutter hatten tagsüber viel

am Hals, die Familie Knäpper besaß ein Schuhgeschäft, und beide Eheleute standen von morgens bis abends im Laden.

Da brauchten sie ihre Nachtruhe.

Anders Timmy, der Sohn. Auch er mußte schlafen, aber er gehörte zu den Kindern, die zwangsläufig oft allein waren und deshalb Zeit hatten, sich um bestimmte Hobbys zu kümmern.

Timo Knäpper besaß einen Fernsehapparat, einen Videorecorder, zahlreiche Filme, auch Spiele und ein altes Radio. 30 Jahre sollte es auf dem Buckel haben. Ein Nachbar hatte es bereits als Sperrmüll auf die Straße gestellt. Das konnte Timo einfach nicht mit ansehen. Er hatte das Radio an sich genommen und damit begonnen, sich für die Technik zu interessieren. Es war ihm tatsächlich gelungen, den Apparat zu reparieren.

Ab dann begann der Spaß.

Das Radio besaß noch ein magisches Auge. Suchte er einen Sender, zeigte es ihm an, wenn der bestmögliche Empfang erreicht war. Natürlich ließen sich die Leistungen dieses »Dampfradios« nicht mit denen moderner Geräte vergleichen, aber Timo freute sich, wenn er Radio Moskau, Rom oder Madrid hörte.

Ein Radio war ein Freund, der einen Menschen nicht einsam machte und ihm die halbe Welt in das kleinste Zimmer holte.

Und Timo hörte. In der Nacht war der Empfang besonders gut. Aber nicht nur deshalb setzte er sich um Mitternacht vor das alte Gerät. Vor einiger Zeit hatte er Geisterstimmen aus dem Jenseits empfangen. So hatte er es des öfteren in einer populären Radiosendung des benachbarten Auslands gehört. Die Sendung lief einmal in der Woche. Sie befaßte sich mit vielen unerklärlichen Dingen, unter anderem auch mit diesen geheimnisvollen Geisterstimmen, die über Radios zu empfangen waren und Botschaften aus dem Jenseits übermittelten.

Zuerst hatte Timo nicht daran glauben wollen, später, als er die Stimmen des öfteren vernommen hatte, war er begeistert gewesen, er hatte mit Spannung vor dem Lautsprecher gesessen und zugehört. Er nahm sich vor, die Stimmen auf Band aufzunehmen.

Der Apparat besaß keinen Anschluß für den Recorder wie die modernen Geräte, doch Timo wußte sich zu helfen. Wenn sich die Stimmen meldeten, hielt er das eingeschaltete Mikrofon vor den Lautsprecher und nahm die gezischelten Worte so auf.

Die Wiedergabe-Qualität stand der Aufnahme in nichts nach. Sie war weder besser noch schlechter geworden.

Timo Knäpper war begeistert. Er freute sich wie ein Schneekönig, zwischen Mitternacht und ein Uhr morgens zuhören zu können. Das war für ihn keine Routine, immer wieder neu, denn es meldeten sich unterschiedliche Stimmen. Mal waren es Frauen, dann wieder Männer, auch Kinder hatte er schon vernommen, aber er traute sich nicht,

selbst Fragen zu stellen, um mit den Toten Kontakt aufzunehmen.
Auch mit seinen Eltern hatte er darüber nicht gesprochen. Sie hätten ihn nur ausgelacht, so behielt er diese Dinge zunächst einmal für sich. In den letzten Tagen allerdings hatte sich etwas verändert.
Eine Stimme war besonders laut, deutlich und gut zu hören gewesen. Eine rauh klingende Männerstimme.
Beim ersten Hören hatte Timo sogar Angst bekommen. Die Stimme besaß einen ähnlichen Klang wie die Organe der Bösewichter in den Fantasy- und Gruselfilmen.
Aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Und auch Timo hatte die Furcht vor dieser Stimme verloren. Er wäre sogar enttäuscht gewesen, hätte er sie nicht mehr gehört.
Seine Eltern schliefen, es war also alles klar. Der vergangene Tag hatte wieder viel Hitze gebracht.
In dieser Nacht war es nicht viel kühler geworden. Die Luft stand wie dickes Blei. Vielleicht würde es später noch ein Gewitter geben.
Das Radio stand auf einem kleinen Tisch. Direkt dahinter die Lampe. Der breite Schirm fächerte den Schein, so daß er auf das Gerät fallen konnte. Nebenan hatte Timo die moderne Anlage aufgestellt. Dazu gehörte der Recorder. Er wirkte klein im Vergleich zum TV-Gerät und dem Video-Rechteck.
Timo nahm auf seinem Stuhl Platz. Papier und Bleistift lagen bereit. Beides war an einem Klemmbrett befestigt, das sich der Junge auf die Knie legte, bevor er den alten Apparat einschaltete.
Es war wie immer.
Zunächst hörte er das Rauschen, als wäre die - Rückseite des Radios mit Wasser gefüllt. Timo drehte lauter. Das Geräusch verstärkte sich, doch eine Stimme war nicht zu hören. Timo korrigierte den Empfang. Und tatsächlich, das Rauschen nahm ab.
»Wer sagt's denn?« flüsterte Timo. Er vernahm plötzlich einen hohen Pfeifton.
Timo wartete.
Draußen war es still. Die Knäppers wohnten in einer Gegend, wo nur Einfamilienhäuser standen.
Ihres hatten sie vor gut drei Jahren bezogen. Ein Traum der Eltern war mit der Errichtung dieses Bauwerks in Erfüllung gegangen.
Weiß und großzügig waren die Zimmer. Niemand konnte in den Zimmern Platzangst bekommen.
Das Treppenhaus war aus italienischem Marmor.
Timo dachte nicht daran. Für ihn war es wichtiger, die Stimmen zu empfangen. Manchmal hörte er ganze Sätze, dann nur Fragmente, aber es waren stets Botschaften für irgendwelche Personen, die noch lebten. - Ein wenig nervös strich sich der Junge eine dunkle Haarsträhne aus der Stirn.

Es war sehr warm im Raum. Schweiß trat auf Timos Stirn. Er verhielt sich ganz ruhig, kein überflüssiges Geräusch sollte die andere Seite stören.

Es war genau achtzehn Minuten nach Mitternacht, als er das Zischen vernahm, als wurde Dampf durch ein Kesselventil strömen.

So war es gestern, vorgestern und auch an den Tagen zuvor gewesen. Zuerst dieses Zischen, wie eine Ouvertüre, der das eigentliche Hauptstück folgte.

»Ich bin da, ich bin da… ihr müßt mich hören. Ihr müßt es…«

Timo lauschte. Er hatte sich nie getraut, nach dem Namen des Sprechers zu fragen, aber er wußte schon, was der andere sagen würde.

»Er muß es finden!« berichtete die Geisterstimme, umwoben vom Rauschen atmosphärischer Störungen. »Er muß es finden, sonst ist es zu spät. Gebt ihm Bescheid, ich kann die Brücke nicht bilden. Der Kind-Dämon ist zu mächtig, er hemmt mich. Gebt ihm Bescheid, damit er sich auf die Suche machen kann…«

Die Stimme verstummte. Dafür vernahm der junge Zuhörer ein leicht heulend klingendes Geräusch, als wollte der unsichtbare Sprecher noch einmal tief Luft holen.

Timo ballte die Hände zu Fäusten. Gleich würde die Stimme die letzten Worte zu einem Satz zusammenfügen. Zum wichtigsten Teil der Botschaft überhaupt.

»Sinclair… John Sinclair… er ist der Sohn des Lichts, der Sucher nach dem Dunklen Gral. Er muß es finden. Das Schwert Gottfrieds… London… nach London…«

Schluß, nichts mehr, nur das etwas unheimlich klingende Rauschen drang noch aus dem simplen Lautsprecher.

Timos dünner Schlafanzug war durchgeschwitzt. Er blieb sitzen, ohne sich zu rühren. Sein Blick war ins Leere gerichtet, die Lippen zuckten manchmal, er wollte denken, konnte es aber nicht. In dieser Nacht war es besonders schlimm. Er ging davon aus, daß der unbekannte Sprecher gerade mit ihm hatte Kontakt aufnehmen wollen. Nur mit ihm. Er war der Empfänger der Botschaft, darum mußte er auch etwas unternehmen. Auf ihn kam es an. Er konnte das Schicksal eines Mannes beeinflussen, wenn er nur wollte.

Der Mann hieß John Sinclair, er wohnte in London, das stand für Timo fest. Doch wie sollte er, ein fünfzehnjähriger Junge, nach London kommen? Das war so gut wie unmöglich. Er konnte ja mit dem Zug fahren, doch seine Eltern wollten in der folgenden Woche in Urlaub fahren, es war schon verzwickt.

Eine Möglichkeit gab es.

Er mußte telefonieren. Diesen John Sinclair anrufen, wobei er nicht einmal wußte, wie viele Sinclairs es in einer Riesenstadt wie London

gab. Das konnten Tausende sein.
Am besten war es, wenn er mit seinen Eltern darüber sprach. Vielleicht hatten sie Verständnis.
Timo Knäpper schaltete das Radio aus. Er wollte keine anderen Stimmen mehr hören.
Statt dessen legte er sich wieder ins Bett.
Schlaf fand der Junge in dieser Nacht so gut wie keinen mehr. Seine Gedanken drehten sich nur mehr um die unheimliche Botschaft, die er empfangen hatte…

***

Brigitte Knäpper schaute ihren Sohn ernst und zugleich lächelnd an, als er sich an den bereits gedeckten Frühstückstisch setzte. »Etwas stimmt nicht mit dir, Timo.«
»Wieso?« Der Junge zwinkerte mit den Augen, weil einfallendes Sonnenlicht ihn blendete. Zudem saß er dem Fenster genau gegenüber.
»Du siehst so müde aus.«
»Bin ich aber nicht.«
Auch Brigitte Knäpper setzte sich. »Erzähle mir nichts, Timo, ich kenne dich. Hast du in der vergangenen Nacht überhaupt geschlafen?«
»Aber ja doch.«
Brigitte Knäpper strich durch das dunkle kurzgeschnittene Haar. »Wie viele Stunden?«
»Keine Ahnung.«
Brigitte nickte ihrem Sohn zu. »Ich glaube, Timo, daß wir darüber beim Mittagessen reden. Tut mir leid, ich muß in den Laden, bin sowieso spät dran.«
»Klar, Mutti.«
Brigitte hauchte ihrem Sohn noch einen Kuß auf die Stirn und verschwand. Timo hörte, wie die Tür ins Schloß fiel. Sein Vater war schon längst im Geschäft. Timo wäre auch schon in der Schule gewesen, aber die großen Ferien hatten begonnen, da konnte er länger im Bett bleiben.
Die Ereignisse der vergangenen Nacht spukten durch seinen Kopf. Er schaute auf die beiden Brötchen. Hunger verspürte er kaum, er aß sie trotzdem und trank eine Milch dazu.
Die Stimmen waren in dieser Nacht lauter gewesen als sonst. Drängender und besser zu verstehen.
Ihm schien es, als wollte ihm der Geist die Nachricht mit aller Deutlichkeit mitteilen. Dieser Geist stand unter Druck, er schien nicht mehr viel Zeit zu besitzen. Er hatte einen Namen gesagt. John Sinclair, ein Mann, der in London wohnte.
Timo lief ein Schauer über den Rücken. Er kam sich vor wie das

Mitglied einer Verschwörergruppe.

Er wußte Bescheid, daß es etwas gab, worüber die anderen nur lachten. Und er hatte auch das Gefühl, irgend etwas tun zu müssen.

Deshalb stand er auf. Er wollte es an diesem frühen Vormittag noch einmal probieren. Bisher hatte er den Kontakt mit der anderen Welt nur in der Nacht hergestellt. Möglicherweise würde ihm dies auch am Tage gelingen. Das wäre super gewesen. Unter Umständen konnte er dann seine. Eltern davon überzeugen, ihn nach London fahren zu lassen.

Timo verließ die Küche. Das Haus war groß und leer. Wie in einer Burg, dachte Timo, als er die helle Marmortreppe nach oben ging, wo auch sein Zimmer lag. Die Tür stand offen. Seine Mutter hatte noch das Bett gemacht und auch das Fenster geöffnet, damit frische Luft reinkam.

Die allerdings hatte sich bereits erwärmt, die Sonne meinte es an diesem Tag wieder außergewöhnlich gut.

Timo schloß das Fenster und ließ das Rollo herunter.

Dann setzte er sich vor sein altes Radio. Die Frequenz war noch eingestellt, er brauchte nicht erst zu suchen, schaltete den Apparat ein und wischte die Handflächen am Stoff seiner kurzen Hose ab. Er reinigte noch die Gläser der Brille, bevor er auf die Skala schaute und auch das Band einschaltete.

Wenn die Stimme wieder erklang, wollte er sie sofort aufnehmen.

Noch blieb es ruhig. Nicht einmal das Rauschen war zu vernehmen. Timo regulierte die Lautstärke.

Jetzt vernahm er das rauschende Geräusch. Würde er auch die Stimme hören können?

Es war eigentlich keine richtige Zeit für Geister, die sich lieber bei der Tageswende meldeten, doch Timo hatte einfach den inneren Druck verspürt, es noch einmal zu versuchen.

»Hört ihr mich?« fragte er. »Wenn ihr mich hört, dann meldet euch. Ich bin euer Freund. Ich will mit euch zusammenarbeiten. Gemeinsam könnten wir es schaffen. Ich werde dir helfen, Geist. Ich will es. Ich… ich fahre auch nach England.«

Timo sprach zischend und abgehackt gegen das Radio. In seinen Augen stand ein fast fanatischer Glanz, er wollte es einfach wissen und nickte dem Apparat sogar zu.

Der blieb stumm.

Timo wartete mehr als fünf Minuten. Er vernahm auch weiterhin das Rauschen in unterschiedlicher Lautstärke, aber er hörte keine Botschaft.

Timos Lippen zuckten. »Es hat keinen Sinn!« flüsterte er. »Verflixt, es hat keinen Sinn.« Er stand auf und holte sich aus der Küche etwas zu trinken. Mit dem gefüllten Glas in der Hand kehrte er zurück, der

Apparat war noch immer eingeschaltet, aber das rauschende Geräusch hatte sich doch verändert.

Es war lauter geworden, auch abgehackter. Tat sich etwas? Timo hatte neuen Mut gefaßt, als er sich abermals vor seinem Radio niederließ. »Ja«, flüsterte er. »Ja, so sagt doch etwas. Meldet euch, melde dich! Ich warte hier…«

Plötzlich war die Stimme da. Als hätte sie nur auf Timos Aufforderung gewartet.

»Das Schwert… er muß es sich holen. Der Gral ist in Gefahr. Der Teufel will ihn haben. Baphometh… Templer müssen etwas tun. John soll helfen. John Sinclair… London…«

Die Stimme brach ab. Sie war immer leiser geworden und zuletzt kaum noch zu verstehen gewesen, doch für Timo Knäpper hatte es ausgereicht. Er wußte jetzt, daß die Geister nicht nur in der Nacht lauerten und warteten, sondern auch am Tage. Dies war für ihn wiederum ungemein wichtig.

»Sie beobachten uns«, sagte er zu sich selbst und stand auf. »Ja, sie beobachten uns. Wir stehen unter Kontrolle. Die andere Welt sieht alles. Wirklich alles…«

Sein Gesicht war bleich geworden, als hätte jemand seine Sommerfarbe überpinselt. Angst verspürte er nicht, obwohl er sich allein im Haus befand. Zwar wurde er aus dem Jenseits beobachtet, doch er sah die Geister als seine Freunde, denen er einen Gefallen tun mußte. Nur ließ dieser sich so schwer in die Tat umsetzen. Wie sollte er nach London kommen? Er, ein fünfzehnjähriger Junge, dessen Taschengeld für eine so lange Reise nicht ausreichte.

Wie würde sein Vater reagieren? Timos Verhältnis zu ihm war gut. Sein Vater zeigte viel Verständnis, doch die Reise nach London aufgrund gewisser Informationen aus dem Geisterreich anzutreten, das würde Peter Knäpper nicht überzeugen.

Den Grund konnte Timo Knäpper schon nicht angeben. Vielleicht fiel ihm etwas anderes ein.

Beim Mittagessen würde er seine Eltern sehen. Wenn der Vater gute Laune hatte, dann würde er ihn fragen. Timo konnte die Zeit bis zum Mittag kaum abwarten. Einmal rief seine Mutter an, um zu fragen, ob alles in Ordnung sei.

Timo bejahte und hörte das Stöhnen der Mutter. »Wir haben so viel zu tun, Junge, die Leute haben unseren Laden regelrecht gestürmt, nachdem wir die Preise senkten.«

»Das freut Vati aber.«

»Und wie.«

»Kommt ihr denn?« Timo lächelte.

»Die Pause lassen wir uns nicht nehmen. Vielleicht legen wir uns noch etwas hin.«

»Ja, gut. Soll ich etwas vorbereiten?«

»Nein, wir bringen das Essen mit. Bei dem Wetter ist es am besten, wenn wir nur Salat essen.«

»Meine ich auch.«

»Und am Abend können wir grillen. Bis gleich, Timo.«

»Ja. Tschüs.«

Der Junge legte auf, wählte danach sofort wieder eine bestimmte Nummer. Es war die der Auslandsauskunft. Er erklärte der Dame mit der freundlichen Stimme sein Problem, und die atmete zunächst einmal tief durch.

»Wissen Sie eigentlich, wie viele Sinclairs es in London gibt?«

»Bestimmt viele, aber der Mann heißt John mit Vornamen.«

»Sonst wissen Sie nichts?«

»Nein.«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt.«

Es dauerte eine Weile. Timo hatte sich etwas zum Schreiben zurechtgelegt, doch als er hörte, daß es mehr als einige Hundert Personen mit dem Namen Sinclair in London gab, da schüttelte er den Kopf. »Wie ist es denn mit John Sinclair?«

»Sind auch zu viele Personen.« Die Dame von der Auskunft atmete tief durch. »Wenn es so dringend ist, wenden Sie sich doch bitte an die Polizei.«

»Sie meinen an die in London?«

»Ja.«

Timo hatte viele Krimis gelesen. »Da gibt es doch noch Scotland Yard, oder nicht?«

»Natürlich.«

»Könnten Sie mir vielleicht die Nummer… ich meine, wenn es Ihnen nichts ausmacht und…?«

Die Frau lachte. »Okay, das ist eine Kleinigkeit. Haben Sie etwas zu schreiben?«

»Ja.«

»Dann notieren Sie.«

Timo schrieb eifrig mit und bedankte sich nach dieser Information überschwenglich.

»Dafür sind wir da, jünger Mann.«

»Und schönen Tag noch, Fräulein.«

Die Dame lachte und legte auf. Aber Timo hatte jetzt, was er brauchte. Eine Telefonnummer, die ihm möglicherweise weiterhalf. Die Polizei machte das Unmögliche oft möglich, bestimmt auch in seinem Fall.

Ausgerechnet jetzt dachte er daran, daß seine Zensur im Fach Englisch nicht mehr als mittlerer Durchschnitt war. Er glaubte fest daran, daß man ihn auslachen würde, wenn er mit England

telefonierte, doch bin Versuch schadete nichts. Er war schon aufgeregt, wenn er daran dachte, daß er bald mit der berühmten Polizeiorganisation Scotland Yard verbunden sein würde. Das hätte er sich auch nie träumen lassen, er wunderte sich über seinen Mut. Die Finger zitterten bin wenig, als er die lange Nummer eintippte, danach angespannt wartete und überrascht war, daß er Verbindung bekam.

Timo hatte sich zuvor zurechtgelegt, was er alles sagen wollte. Als sich die Männerstimme meldete, hatte er alles vergessen, bis auf den Namen John Sinclair.

»Mr. Sinclair wollen Sie sprechen? Moment, ich verbinde.«

Ein paar Sekunden lang war nur ein Knacken in der Leitung, dann hörte er eine Stimme: »Bitte, melden Sie sich.«

»Mr. Sinclair?«

»Nein. Der ist nicht im Büro. Aber Sie können ihm eine Nachricht hinterlassen.«

»Ich muß ihn selbst sprechen.«

»Worum geht es denn?«

»Ich… ich weiß nicht, ob er der richtige Ansprechpartner ist. Jedenfalls hörte ich Geisterstimmen. Sie sprachen von John Sinclair und von London, verstehen Sie? Auch Templer…«

»Wer sind Sie? Woher rufen Sie an?«

»Aus Deutschland.«

»Ihren Namen bitte.«

»Knäpper. Timo Knäpper. Ich habe auch Telefon. Wenn John Sinclair zurückkommt… ich meine, ich weiß ja nicht, ob er mir weiterhelfen kann, verstehen Sie?«

»Keine Sorge, Sie sind richtig. Jetzt bitte noch Ihre Telefonnummer, wo ich Sie erreichen kann.«

Timo gab sie ihm durch.

»Wir lassen wieder von uns hören. Vielen Dank.«

Der Junge merkte kaum, daß er den Hörer auflegte. Er war in Schweiß gebadet. Das Gespräch hatte ihn innerlich furchtbar aufgeregt. Mit dem Handrücken wischte er die Nässe aus seiner Stirn. Er fragte sich, ob er alles richtig gemacht hatte und was wohl seine Eltern dazu sagen würden, wenn er ihnen alles erklärte.

Wohl war es Timo nicht. Trotzdem fühlte er sich irgendwie erleichtert, daß er es durchgestanden hatte. Selbst mit der Sprache war er einigermaßen zurechtgekommen…

***

Die Sonne war zwar untergegangen, aber die Nacht hatte den Tag noch nicht völlig verdrängen können. Wie ein einsamer Wanderer schritt ich durch das Grau der Dämmerung. Hinter mir lagen die Lichter der kleinen Stadt Garway, vor mir das dichte Gebüsch und

auch der Wald, der die Hügel bedeckte.

Aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen hatte jemand Kies auf den Weg gestreut, über den ich schritt. Die kleinen Steine knirschten, wenn ich sie mit meinem Gewicht belastete.

Die Luft war feucht und schwer. Ein heißer Tag lag hinter mir. Ich hatte im Wagen geschwitzt, war zweimal in einen Stau geraten und sehnte mich nach einer Dusche. Die allerdings mußte noch warten.

Mücken tanzten. Sie suchten mich, den Einsamen, als Opfer aus, fielen manchmal über mich her und stachen auch. Hin und wieder schlug ich nach ihnen, traf auch einige, so daß meine Haut dunkle Sommersprossen bekommen hatte.

Das leichte Jackett klebte zusammen mit dem Hemd auf meiner Haut. Die drei obersten Knöpfe hatte ich geöffnet, wartete auf den kühleren Luftzug, der mich leider im Stich ließ.

Auch die Luft war ungewöhnlich feucht. Manchmal klebte sie wie Leim auf meinem Gesicht.

Spinnweben kitzelten die feuchte Haut und blieben hängen. Ich wischte sie weg. Rechts von mir befand sich der Waldstreifen. Sehr dicht, beinahe wie eine Wand, deren Einzelteile zusammenklebten. Über dem Unterholz breiteten sich die mächtigen Kronen der Bäume aus.

Links lag das Gelände offen. Dort befand sich auch mein Ziel. Ich mußte nur bin Stück in das Feld hineinschreiten, um es zu erreichen. Schon jetzt sah ich die Umrisse. Sie wirkten kompakt, noch schälten sich keine Einzelheiten hervor. Hinter dem Ziel sah die Luft aus, wie mit einem dünnen Nebel gefüllt.

Kaum ein Geräusch begleitete mich. Da es windstill war, hörte ich nur meine eigenen Schritte.

Der Weg knickte ab. Auf ihm verlor sich der Kies. Ich schritt über einen normalen Boden.

Das Gras wuchs kniehoch. Aus diesem Dschungel vernahm ich das Summen zahlreicher Insekten.

Glühwürmchen durchstreiften die Luft, als wollten sie mir durch ihr Leuchten Grüße bestellen.

Mein Ziel sah ich jetzt besser. Zwar lag es noch immer dunkel vor mir, mittlerweile konnte ich erkennen, daß es sich dabei um bin Gebäude handelte.

Darum ging es mir auch.

Es war eine alte Kirche.

Die Templer-Kirche von Garway!

Garway liegt in der Provinz Herefordshire, südwestlich von Birmingham und an der Grenze zu Wales. Ein kleines, verschlafenes Nest, vergessen von der übrigen Welt, aber nicht von mir, denn mir ging es um die Kirche.

Eine alte Templer-Kirche, wie ich sie auch von Soho her kannte und wo ich manch hartes Abenteuer erlebt hatte. Die Kirche von Garway war mir neu, aber sie mußte bin Geheimnis in sich bergen, das unmittelbar mit mir zu tun hatte.

Man hatte mich geschickt. Nicht mündlich, sondern schriftlich. Der Brief hatte mich aus Alet-les-Bains erreicht, aus Südfrankreich also, und war von meinem Freund, dem Abbé Bloch, geschrieben worden. Sehr viel Inhalt oder Information hatte er nicht enthalten, aber das Wenige war brisant gewesen. Der Abbé hatte davon berichtet, daß die Zeit reif war, um den Gral zu erwecken.

Der Dunkle Gral also!

Noch immer gehörte er zu den großen Geheimnissen dieser Welt. Geschichten und Legenden rankten sich um ihn. Niemand wußte so recht, ob er überhaupt existierte. Zahlreiche Personen waren hinter ihm her, unter anderem auch ich. Er hatte in der Templer-Mystik eine große Rolle gespielt.

Ob er aber mit dem Gral eines Wolfram von Eschenbach identisch war, mußte ich dahingestellt sein lassen.

Vorerst jedenfalls.

Ich hätte gern mehr Informationen gehabt, aber der Abbé war nicht bereit gewesen, sie mir zu geben. Nur eine Spur besaß ich, sie führte zu dieser Templer-Kirche, die jetzt vor mir lag.

Zum Glück war es noch nicht so dunkel. Ich konnte die Kirche gut erkennen.

Sie bestand praktisch aus zwei Bauten. Rechts stand der Turm. Sehr breit gebaut, auch nicht so hoch wie ein normaler Kirchturm. Dafür wuchtig, fast wie eine Festung aussehend. Er konnte seine romanische Bauweise wahrlich nicht verleugnen. Schießscharten waren zu erkennen.

Der zweite Teil der Kirche bestand aus einem breiten Bauwerk. Es bildete zum Turm hin einen schrägen Winkel. Beide Bauten waren durch ein niedriges Zwischenstück miteinander verbunden.

Man konnte sicherlich vom Turm aus in den anderen Teil gehen.

Die schrägwinklige Bauweise ließ vom Ansatz oder Versuch her auf einen Rundbau schließen, und da hatte ich wieder die Parallele zu der Templer-Kirche in Soho. Sie war als Rundbau angelegt worden.

Der Weg mündete in das Gelände hinein. Kurz danach stand ich schon vor einer alten Mauer, die den Kirchhof umgab. Sie bestand aus Bruchsteinen, die allesamt schief aufeinander lagen, so daß die Mauer wirkte, als würde sie jeden Moment einstürzen.

An ihrer Außenseite rankten Klettergewächse in die Höhe. Sie bildeten einen dichten Busch, ideal für Vögel, um ihre Nester zu bauen. Ich wunderte mich darüber, daß ich noch ein altes, verrostetes Eingangstor entdeckte. Es bestand aus einem normalen Gitter und

einem halbkreisförmigen Gebilde, das dem anderen gegenüberstand. Zwischen beiden war genügend Platz, damit sich ein Mensch hindurchschieben konnte.

Ich blieb vor dem Eingang stehen. Manchmal ist es gut, wenn man sich von einer gewissen Atmosphäre überzeugt. Und diese alte Kirche inmitten der Landschaft besaß eine Atmosphäre. Sie kam mir düster vor, ähnlich wie ein Tuch, das ein großes Geheimnis verdeckte.

Menschen sah ich nicht. Ich entdeckte auch keinerlei Spuren, die auf Besucher oder Neugierige hingedeutet hätten. Ich war der einzige Mensch in dieser anbrechenden Nacht.

Meine Füße knickten das hohe Gras, als ich mich durch den Eingang schob und das Gelände der Templer-Kirche betrat.

Ein unebener Boden breitete sich vor mir aus. Er war wild bewachsen. Blumen und Gras wechselten sich ab, aber dazwischen ragten wie stumpfe Finger Grabsteine in die Höhe.

Ich blieb stehen.

Über meinen Körper kroch eine leichte Gänsehaut. Grabsteine nahe einer Kirche waren nichts Besonderes, das gab es überall. Sobald jedoch die Templer-Mystik eine Rolle spielte, war ich sehr vorsichtig.

Da hatten diese Gräber oftmals eine bestimmte Bedeutung. Es war noch so hell, daß ich auf meine Lampe verzichten konnte. Kein Grabstein trug die Form eines Kreuzes. Sie alle sahen aus wie breite, manchmal angespitzte Bleistifte.

Wer lag in dieser Erde? Und wie lange schon moderten die Leichen im feuchten Boden?

Es mußten Templer sein. Doch auch zwischen ihnen gab es große Unterschiede. Die Templer hatten sich vor langen Jahrhunderten getrennt. Eine Gruppe war auf ihrem Weg geblieben, die andere hatte Kontakt zu Baphometh aufgenommen, einem Höllendämon.

Auch diese Gruppe versuchte mit allen Mitteln, das Geheimnis des Dunklen Grals zu lüften, und sie war, was den Weg anging, nicht gerade zimperlich in der Wahl ihrer Mittel.

Im Hintergrund lauerte Baphometh. Dieser Dämon wiederum konnte auf einen menschlichen Helfer zählen, der Vincent van Akkeren hieß. Ein Mann, der über Leichen ging und schon die schlimmsten Verbrechen verübt hatte, die sich ein Hirn ausdenken konnte.

Ich hatte gegen van Akkeren gekämpft und feststellen müssen, daß er kein normaler Mensch mehr war. Der höllische Keim hatte ihn bereits infiziert. Van Akkeren traf keine Unterschiede mehr. Die Menschen waren in seinen Augen wie Schachfiguren. Man benutzte sie, setzte sie hin oder nahm sie vom »Brett«.

Das alles wußte ich. Ich kannte auch einiges aus der Vergangenheit, als sich die Templer trennten, zerschlagen und in alle Winde zerstreut wurden.

Nun hatten sie sich wieder zusammengefunden, aber auch zwei Gruppen gebildet.

Die eine gehörte zu Abbé Bloch, die andere gehorchte eben Vincent van Akkeren oder Baphometh.

Ich kam mir auf diesem Friedhof sehr einsam vor. Wie auf einer düsteren Insel stehend. Der Abbé hatte mich in seinem kurzen Schreiben darum gebeten, allein nach Garway zu fahren und die Kirche aufzusuchen. Diese Sache ging nur mich etwas an.

Allmählich wurde es mir doch zu dunkel. Ich holte meine Leuchte hervor und schaute dem Halogenstrahl nach, wie er, meinen Armbewegungen folgend, über den Boden wanderte und auch an den Grabsteinen entlangstrich.

Erst, jetzt erkannte ich, wie verwittert sie waren. Bestimmt standen sie schon seit Hunderten von Jahren hier. Wind und Wetter hatten an ihnen genagt, das Gestein porös gemacht oder mit einer feuchten Moosschicht überzogen.

Der Untergrund war grasweich. Wenn ich ging, hinterließen meine Schritte ein dumpfes Pochen.

Vergeblich suchte ich nach Namen und Inschriften auf den Grabsteinen. Sollte es sie je gegeben haben, waren sie sicherlich längst verwittert.

Der Turm interessierte mich nicht so sehr. Der zweite Bau, das breite Kirchenschiff, nahm meine Aufmerksamkeit gefangen.

An dieser Seite zählte ich vier Fensteröffnungen. Sie waren ziemlich lang, dafür relativ schmal und besaßen an ihrer Oberseite eine Rundbogenform. An der tiefsten Stelle reichten sie so weit hinunter, daß ich bequem hindurchschauen konnte.

Vor dem mittleren Fenster blieb ich stehen. Der untere Rand reichte mir bis zur Brust. Ich schaute durch die Öffnung, sah aber nichts, im Innern der Kirche lag die Dunkelheit schwarz wie Tinte.

Ich leuchtete hinein.

Der Strahl wanderte über staubigen Steinboden und graue Wände.

Sie waren glatt, ich entdeckte auch kleine Bemalungen. Das Innere dieser Kirche kam mir vor, als wäre es geplündert und ausgeraubt worden. Dies aber vor langer, langer Zeit.

Spinnweben klebten an den Wänden. Wenn das Licht sie berührte, schimmerten sie wie hauchdünne Silberfäden.

Soviel ich erkennen konnte, war die Kirche leer. Deshalb fragte ich mich, weshalb mir der Abbé aus dem fernen Frankreich diese Nachricht hatte zukommen lassen. Ich sah einfach keinen plausiblen Grund. Vielleicht mußte ich die Kirche betreten und sie genauer untersuchen. Oder lag das Geheimnis etwa hinter mir unter den verwitterten Grabsteinen verborgen?

Ich drehte mich wieder um.

Die Atmosphäre hatte sich nicht verändert. Noch immer drückte die Luft. Ich kam mir vor, wie unter einer Glocke stehend. Die Feuchtigkeit hatte noch zugenommen. Irgendwo mußte es einen Sumpf oder einen Flußlauf geben, der diese Luft absonderte.

Ich drehte mich nach rechts. Der Lichtkegel meiner Lampe traf jetzt das Mauerwerk des Zwischenbaues, aber nicht nur das. Er leuchtete auch eine Fensterritze aus. Es war der reine Zufall, daß ich den schmalen Spalt erwischte.

Ich ging darauf zu.

Die Grabsteine wuchsen kreuz und quer aus dem weichen Boden. Mehr als einmal standen sie mir im Weg, so daß ich ihnen ausweichen mußte.

Das Zwischenstück besaß die gleiche Dachform wie der Turm und der eigentliche Bau der Kirche.

Die Pfannen waren noch relativ gut erhalten. Ich jedenfalls hatte bisher noch keine Löcher entdeckt.

Auch das Mittelstück war gut erhalten. Als ich die Hand kantete, konnte ich gegen eine Tür leuchten. Sie stellte die Verbindung zum Turm her und war geschlossen.

Selbst aus dieser Entfernung sah sie sehr mächtig und stabil aus, als hätte man sie für die Ewigkeit gebaut.

Es hatte keinen Sinn, wenn ich noch länger vor der Templer-Kirche blieb, ich mußte hinein.

Kaum hatte ich mich gedreht und war einige Schritte gegangen, als es geschah.

Es hörte sich an, als hätte jemand gegen ein Metallstück geschlagen und somit einen nachhallenden Ton erzeugt.

Ich blieb stehen, schaute mich um, hörte das Geräusch zum zweitenmal, auch ein drittes und viertes Mal.

Es stoppte nicht mehr.

Dabei schwang es von der Höhe auf mich herab. Ich schaute gegen den Turm, das dünne Bimmeln klang wie bei einer Totenglocke.

Bim…bim…bim…

Tagsüber hätte es mich kaum gestört. In der Stille und inmitten dieser grauschwarzen Nacht berührte es mich dennoch auf eine ungewöhnliche Art und Weise.

Den Schauer, der dabei über meinen Rücken kroch, konnte ich einfach nicht zurückhalten.

Und die Glocke bimmelte weiter. Es hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich ein Leichenzug erschienen wäre, um einen weiteren Toten auf diesem alten Flecken Erde zu begraben.

Wenn Glocken läuten, hat das etwas zu bedeuten. Manche rufen zum Gottesdienst. War das auch hier der Fall? Sollte mich das Bimmeln der Glocke in die alte Templer-Kirche holen?

Ich wartete. Jedes Geläut verstummt irgendwann einmal. So war es auch hier. Nach einer Weile ich hatte die Minuten nicht gezählt - nahm das dünn klingende Bimmeln an Lautstärke ab. Ein letztes Echo wehte noch durch die Nacht, dann war es vorbei.

Ende…

Es hatte sich nichts getan. Ich stand auf dem Fleck und holte tief Luft. Allerdings kam ich mir wie beobachtet vor. Augen mußten irgendwo in der Dunkelheit lauern, die mich unter Kontrolle hielten.

Noch war nichts zu sehen.

Dafür hörte ich etwas.

»Du bist gekommen, endlich. Die Prophezeiung ist eingetroffen.«

***

Die ungewöhnlichen Worte hatte ein Mann gesprochen, der sich in meinem Rücken aufhalten mußte. Es war schon eine ältere Stimme gewesen, so etwas hörte man heraus.

Ich gab keine Antwort, drehte mich aber um, leuchtete nach vorn und traf eine Gestalt, die über den alten Kirchhof schritt und jetzt mit beiden Händen abwinkte.

Ich verstand und löschte die Lampe.

Die Gestalt kam näher. Sie ging mit etwas unsicheren Schritten und hob sich wegen ihrer dunklen Kleidung kaum vom Untergrund ab. Ich ließ sie so nahe herankommen wie möglich. Der Mann blieb plötzlich stehen, schaute mich an, und sein Blick hatte dabei etwas Prüfendes bekommen, als wollte er herausfinden, ob ich auch derjenige war, für den er mich hielt.

Ich betrachtete den Fremden ebenfalls.

Er gehörte tatsächlich nicht mehr zu den Jüngsten. Sein Haar war weiß geworden. Es lag um seinen Kopf wie alter Schnee. Das Gesicht wirkte klein. Die Haut zeigte die Spuren des Alters, das Kinn besaß eine fliehende Form. Seine Lippen erkannte ich nur bei genauem Hinsehen. Die Nase stach schief wie ein geknickter Knochen aus dem Gesicht. Aber die Augen über ihr funkelten hellwach.

Der Anzug paßte sich in seiner Farbe der Graberde an.

»Ich wußte, daß du kommen würdest«, sagte er zur Begrüßung. »Einmal ist es soweit.«

»Ja«, erwiderte ich. »Jetzt bin ich hier. Da Sie mich zu kennen scheinen, möchte ich gern von Ihnen wissen, wer Sie sind.«

»Ich heiße Sauners.«

»Gut, Mr. Sauners. Mein Name ist John Sinclair…«

»So heißt du also. Ich kannte deinen Namen nicht, aber ich wußte, daß du kommen würdest.«

»Woher?«

»Weil die Zeit einfach reif dafür ist. Jeder, der sich auskennt, weiß,

daß das Geheimnis des Dunklen Grals nicht für alle Zeiten verborgen bleiben kann.«

»Sie kennen es?«

Saunders schaute mich an und trat einen Schritt zurück, bevor er anfing zu lachen. Es war mehr ein Kichern, er amüsierte sich wohl köstlich über meine Bemerkung. Sein Gelächter riß ab. »Nein, ich kenne es nicht. Schau mich an, woher sollte ein Mensch wie ich es kennen?«

»Aber Sie wissen viel.«

Er nickte. »Das ist möglich.«

»Was wissen Sie?«

Saunders lächelte. »Vielleicht ist mir der Weg bekannt, wie du den Dunklen Gral finden kannst.«

So recht wollte ich ihm nicht glauben. In der Vergangenheit war ich einfach zu viele Irrwege gelaufen. »Der Weg zum Gral? Das wäre natürlich wunderbar, aber wie viele haben schon versucht, ihn zu finden und sind in die Irre gelaufen?«

»Ja, das ist richtig.« Er streckte einen Finger in die Höhe. »Aber die anderen waren nicht du.«

»Sie meinen also, daß ich ihn finden kann?«

Saunders hob die Schultern. »Das kann ich dir nicht sagen. Du solltest zunächst einmal den Weg einschlagen.«

»Führt er über dich?«

»Auch.«

»Wer bist du?« Ich fiel ebenfalls in die lockere Anrede.

Er lächelte. »Wer ich bin?« wiederholte er sinnierend, um mit einem alten Spruch aus der Gralserzählung fortzufahren: »Wie sagte Parzivals Sohn Lohengrin noch zu seiner Elsa von Brabant? Nie sollst du mich befragen. So möchte ich es auch hier halten.«

»Das ist mir zu wenig.«

Er gab mir sogar recht. »Kann ich mir vorstellen. Ein Suchender muß einfach neugierig sein, sonst hat es keinen Sinn für ihn, nach irgendwelchen Geheimnissen zu forschen. Ich lebe schon lange hier. Selbst meine Vorfahren sind hier geboren. Allerdings hörte sich deren Name anders an.« Saunders legte den Kopf schief, als er mir den Namen sagte. »Sauniere, verstehst du?«

»Nicht direkt, aber es hört sich französisch an.«

»Das ist es auch.«

»Ihre Vorfahren kamen also aus Frankreich. Darf ich weiter in meinem Fragespiel fortfahren?«

»Bitte.«

»Vielleicht aus Südfrankreich. Aus der Gegend südlich von Toulouse? Alet-les-Bains? Kann das sein?«

»So ungefähr«, erklärte er flüsternd. »Nicht genau, aber es kommt

schon hin. Ein paar Kilometer entfernt findest du Rennes-le-Château. Von dort kommen meine Vorfahren.«

»Wußten sie Bescheid?«

»Ja, deshalb sind sie auch geflohen. Sie kannten die Mystik der Templer. Sie emigrierten nach England und kamen in diese Gegend, in der sie eine Heimat fanden.«

»Auch wieder nahe der Templer.«

»So ist es. Denn diese alte Kirche hier ist etwas Besonderes. Sie steht auf einem uralten Mauerwerk, das aus der frühen Zeit stammt. Kaum jemand weiß davon, ich gehöre zu den Wissenden, denn meine Vorfahren haben mir das Wissen vererbt.«

»War es schon immer eine Kirche gewesen?«

»Nicht direkt. Eine Heimstatt der Templer, würde ich sagen. Eine Komturei.«

»Ich verstehe.«

»Das glaube ich nicht. Das Geheimnis des Grals ist nicht so leicht zu verstehen.«

»Dann kann ich ihn hier finden?«

»Nein, das sagte ich schon. Hier kannst du den Anfang des Weges entdecken.«

Ich wechselte das Thema und deutete zunächst einmal auf die Grabsteine. »Wer liegt hier begraben?«

»Aufrechte Männer, die sich zusammengefunden hatten, um das Heilige Land zu befreien.«

»Also Kreuzritter.«

»Mit wem ritten sie?«

»Es war der große Richard Löwenherz, an dessen Seite sie ritten. Auch er gehörte zu ihnen…«

Ich bekam einen kalten Schauer. Es war zwar nicht hundertprozentig bewiesen, aber ich glaubte fast, schon einmal als Richard Löwenherz gelebt zu haben, ebenso als Hector de Valois. Immer wieder zog sich die Verbindung zu den Templern wie ein roter Faden durch die Jahrhunderte.

»Der Name sagt dir etwas, wie ich sehe.«

»Allerdings.«

Saunders wartete auf eine Erklärung, die er von mir nicht bekam. So etwas behielt ich lieber für mich. »Du hast mir gesagt, daß ich den Weg zum Dunklen Gral finden könnte.«

»Das stimmt.«

»Wo soll ich anfangen?«

»Hier. Du bist doch nicht umsonst gekommen. Aber ich möchte dich warnen, nicht nur du allein hast es auf den Gral abgesehen. Es gibt mächtige Gegner, die ebenfalls hinter ihm her sind, die Abtrünnigen.«

»Ja, die Diener Baphomeths.«

»Genau.« Er deutete so etwas wie ein Lächeln an. »Ich merke schon, daß man den Richtigen geschickt hat.«

»Natürlich.« Ich schaute mich um. »Du kannst verstehen, daß ich nicht länger warten will. Wo soll ich anfangen?«

»Langsam, mein Freund, langsam. Der Weg ist beschwerlich und mit Hindernissen gespickt. Für dich ist es wichtig, das Schwert zu bekommen. Es ist der Schlüssel.«

»Welches Schwert?«

Saunders machte es spannend. »Es hat einen bestimmten Besitzer gehabt. Er nahm es auf seinen Kreuzzügen mit, um im Heiligen Land gegen die Ungläubigen zu kämpfen…«

»Richard Löwenherz!«

Saunders winkte mit beiden Händen ab. »Nein, nicht nur er hat eine wichtige Rolle gespielt. Es gab noch einen anderen mächtigen Kämpfer. Sein Name lautet Gottfried von Bouillon.«

Ich sagte zunächst nichts. Aber ich spürte den Druck in meiner Kehle, der mir das Atmen erschwerte.

Gottfried von Bouillon! Durfte es denn wahr sein? Jedem Schüler sagte dieser Name etwas, aber in der Schule lernt man nichts über die Hintergründe dieses Mannes. Auch ich wußte nicht sehr viel über ihn. Die Geste, mit der ich durch mein Haar strich, drückte Verlegenheit aus.

Saunders lachte leise. »Ja, ich sehe schon, daß ich dich überrascht habe.«

»In der Tat.«

»Du kennst ihn?«

»Wer kennt ihn nicht?«

»Gottfried von Bouillon«, sagte der alte Mann, »war Graf in Verdun und Antwerpen sowie der Herzog von Niederlothringen. 1088 nannte er sich auch der König von Jerusalem, und er gründete den Orden von Zion. Er war ein Merowinger und zählte zu den geheimen Königen. Noch heute gibt es Abkömmlinge, die auf den Thron von Frankreich wollen, denn sie gehen davon aus, daß er ihnen rechtmäßig und auch historisch zusteht.«

Ich räusperte mir vor der nächsten Frage die Kehle frei. »War Gottfried von Bouillon ein Templer?«

»Das kann man nicht unbedingt behaupten. Er stand ihnen aber sehr nahe. Als Gründer des Ordens von Zion hatte er zu den mächtigen Templern Kontakt, und schon er wußte vom Gral.«

»War es der Dunkle Gral?«

»Das wurde nie erwähnt. Man sprach nur immer vom Gral. Alles andere mußt du herausfinden.«

»Das heißt, ich muß zunächst das Schwert finden.«

»So ist es.«

»Hilfst du mir dabei?«
Saunders lächelte. »Ich bin ein alter Mann. Mein Leben ist bald vorbei. Wie kann ich dir helfen?«
Ich schaute ihn ernst an. »Zum Beispiel durch dein Wissen.«
»Es ist zu schmal.«
»Hast du die Glocken geläutet?«
»Nein, sie läuteten von allein, weil du gekommen bist. Sie spürten, daß eine Entscheidung dicht bevorsteht.«
»Okay, dann wollen wir nicht länger zögern. Wahrscheinlich muß ich in die Kirche - oder?«
»So ist es.«
»Ich habe keine Tür gesehen. Wenn du vorgehen würdest, wäre mir schon viel geholfen.«
Ohne ein Wort zu sagen, drehte sich der alte Mann um und lief an der Breitseite des Gebäudes entlang. Er ging gekrümmt, das hohe Alter hatte ihn gebeugt.
Ich warf einen Blick zum Himmel hoch. Inzwischen hatte die Nacht auch den letzten grauen Streifen verdrängt. Es war dunkel geworden. Schwach erkannte ich das Silberlicht der Sterne. Auch jetzt so gut wie kein Wind. Die Kräfte der Natur hatten sich zur Ruhe gelegt.
Ich ließ mir die letzten Ereignisse noch einmal durch den Kopf gehen. Mit einer derartigen Wendung des Falles hatte ich niemals gerechnet. Um dem Geheimnis des Grals auf die Spur zu kommen, mußte ich mir das Schwert des Gottfried von Bouillon holen, dieses berühmten Kreuzritters, der sich gleichzeitig als König von Jerusalem bezeichnete.
Neben mir ging Saunders. Ich hörte ihn seufzen und erkundigte mich nach dem Grund.
»Da ist noch etwas, das ich dir sagen muß«, erklärte er. »Und ich will es jetzt tun, weil ich nicht mehr lange zu leben habe, das spüre ich sehr genau.«
»Was ist es?«
»An das Schwert heranzukommen, wird nicht so einfach sein, weil es von einem Dämon bewacht wird.«
»Wieso?«
»Der Dämon heißt Garinga. Der Legende nach hat Gottfried von Bouillon ihn durch seine Waffe gebannt. Wer das Schwert an sich nimmt, befreit den Dämon.«
Ich blieb stehen. Wir hatten das Ende der breiten Seite fast erreicht. »Bist du dir sicher?«
»Man spricht davon. Ich habe die Information von meinen Ahnherren bekommen. Das wollte ich dir nur sagen. Es wird nicht leicht sein, die Hürde zu überspringen.«
»Was könnte denn geschehen?«

»Wenn Garinga befreit ist, wird er versuchen, dich zu töten. Und nicht nur dich.«

»Weißt du, wo er lauert?«

»Beim Schwert.«

»Das kann ja heiter werden.«

»Ich wollte es dir nur gesagt haben.«

»Danke für die Warnung.«

Wir umrundeten die Ecke, gingen noch ein paar Schritte und standen vor dem Eingang.

Es war eine breite, hohe Tür, die uns den Weg ins Innere der Kirche versperrte. Natürlich war sie verschlossen. Ich schob Saunders etwas zurück und holte meine Lampe hervor. Eigentlich wollte ich nur das Schloß anleuchten, doch zuvor huschte der Lichtkreis über die Tür.

Nein, das war eine Figur!

Hineingeschnitzt worden war sie. Ich sah die Umrisse eines Gesichts. Dreck, Lehm und Staub hatten sich in den Linien festgesetzt und sie ausgefüllt, so daß ich schon genau hinleuchten mußte, um das Gesicht zu erkennen.

Augen machte ich aus, vielleicht eine Stirn, und darüber Haare, die wie erstarrte Flammen aussahen.

In der Mitte war das Gesicht durch einen senkrecht verlaufenden Strich getrennt, mit dem ich zunächst nichts anfangen konnte, bis mir Saunders erklärte, daß es sich bei diesem Strich um das Schwert Gottfried von Bouillons handelte.

»Es ist seine Klinge. Man hat hier an der Tür einen Hinweis darauf gegeben, daß diese Waffe existiert.«

»Ja, das sehe ich…« Der Lichtkegel glitt an der Klinge hoch, bis er den Griff erfaßte. Er verschwamm etwas innerhalb der Holzmaserung, doch ich erkannte sehr deutlich, daß oberhalb des Griffes irgendein Gegenstand nach unten tauchte und ihn umfaßt hielt.

Noch näher ging ich heran.

Es war eine Knochenklaue!

Ich trat wieder zurück, schaute Saunders an und sah ihn nicken. »Ja, du hast es entdeckt«, flüsterte der alte Mann. »Das Gesicht und die Knochenklaue gehören zu Garinga. Durch das Schwert ist er gebannt. Nimmst du die Klinge aber weg, kommt er frei. Noch hast du Zeit, dich zu entscheiden, John Sinclair. Aber ich sage dir gleich, daß die Gegenseite nicht so denken würde, wie du es vielleicht tust.«

»Du meinst damit Baphometh?«

»Richtig.«

»Wenn ich das Schwert bekomme, werde ich mich Garinga zum Kampf stellen müssen.«

»Damit erfüllst du Garingas Fluch. In der Legende heißt es, daß er Gottfried von Bouillon und denjenigen verflucht hat, der das Schwert

einmal an sich nehmen will. Was geschah, darüber weiß niemand Bescheid. Es wird sich herausstellen, wenn es soweit ist.«

»Dann laß uns eintreten.«

Saunders lächelte, als er einen Schlüssel aus der Tasche holte. Ich leuchtete derweil das Schloß an.

»Ich freue mich, daß dich auch jetzt der Mut nicht verlassen hat, und ich wünsche mir sehr, daß du den Kampf bestehen und überleben wirst.«

»Das wünsche ich mir auch.«

Der alte Mann steckte den langen Schlüssel in das eiserne Schloß. Er mußte ihn einige Male drehen, bis er es geschafft hatte.

Ich vernahm das kratzig und hart klingende Schrappen, sah Saunders Nicken und schaute noch zu, wie er mir die Tür öffnete. »Du kannst hineingehen, die alte Templer-Kirche ist für dich geöffnet. Aber wundere dich über nichts.«

»Wieso?«

»Diese Kirche hat lange keinen Besuch mehr gehabt. Die Menschen in der Umgebung mögen sie nicht. Sie fürchten sich vor ihr.«

»Wegen Garinga?«

»Ja. Das Heidnische hat überwogen, obwohl hier die Leichen der tapferen Templer liegen und die Kirche von ihren unsichtbaren Seelen erfüllt ist. Also, wundere dich über nichts.« Während seiner Worte hatte mich der alte Mann sehr ernst angeschaut.

Ich nickte ihm zu und faßte den schweren eisernen Griff an. Dann zog ich die Tür auf.

Die Kirche war nicht sehr groß. Ich brauchte nur einen Schritt nach vorn zu gehen, um die Schwelle überschreiten zu können. Dennoch überkam mich ein ungewöhnliches Gefühl. Ich hatte den Eindruck, einen weiten und mächtigen Dom zu betreten.

Die Lampe ließ ich brennen. Fingerdick lag der Staub auf dem Steinboden. Die Wände waren düster. Ich sah nicht einmal einen Altar, trotzdem wohnte Leben zwischen den Wänden.

Leben, das einmal etwas Gutes gewollt hatte, aber zurückgedrängt worden war und sich jetzt im Hintergrund hielt.

Wundere dich über nichts, hatte der alte Mann gesagt. Das war auch nötig gewesen, denn kaum hatte ich die Kirche betreten, als mir ein brausender Gesang aus zahlreichen Kehlen entgegenbrandete…

***

Ein Willkommensgruß!

Wie laut die für mich nicht Sichtbaren tatsächlich sangen, konnte ich nicht herausfinden. Die kahlen Innenwände der Templer-Kirche gaben das Echo schmetternd zurück. Ein gewaltiges Brausen hüllte mich ein, als wollte es die Trommelfelle sprengen.

Keine der Melodien erkannte ich. Es waren klagende Gesänge, die aus tiefen Gruften zu stammen schienen. Die Mauern drohten einzustürzen.

Ich war stehengeblieben und drehte mich um.

Saunders hielt sich noch an der Tür auf. Im Kegel der Lampe erkannte ich sein Nicken. Er lächelte auch leicht. Möglicherweise hatte er erst jetzt erfahren, daß ich der Richtige war.

Da ich gegen die Lärmkulisse nicht ankam, winkte ich ihm.

Er kam zögernd näher. Dicht neben mir blieb er stehen. Ich senkte den Kopf und brachte die Lippen dicht an sein Ohr. »Wie geht es jetzt weiter?«

Er hob den Blick. Seine Augen wirkten wie matte Seen aus runden Bleiplatten. »Du mußt durch die Kirche und in den Anbau zwischen Turm und Haupthaus gehen. Dort wirst du es finden.«

»Das Schwert?«

»Es ist möglich, aber verlasse dich nicht darauf, daß es so leicht ist wie bisher.«

»Es ist gut.«

»Die Stimmen werden dich auf deinem Weg begleiten. Sie sind deine Beschützer.«

»Was verstehe ich darunter?«

»Hast du nicht die Gräber der Templer vor der Kirche gesehen?«

»Ja - schon.«

»Es sind die Geister der Verstorbenen. Es sind Wissende, aber das wirst du noch alles erfahren, falls du es schaffst, das Schwert Gottfried von Bouillons an dich zu bringen.«

»Und damit Garinga zu befreien.«

»Natürlich. Es kommt auf dich an. Kannst du ihn besiegen, steht dir der Gral offen. Dann wird dir erklärt werden, was der Dunkle Gral ist.«

»Weißt du es denn, Saunders? Ehrlich mal!«

Er hob drei Finger. »Ich schwöre dir, daß ich es nicht weiß. Denn wüßte ich es, hätte ich schon längst etwas unternommen und wäre gegen die Mächte der Finsternis angegangen.«

Das ließ ich mal so stehen.

An den Gesang der Seelen hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Er störte nicht mehr. Möglicherweise waren sie so etwas wie Schutzpatrone auf meinem schweren Weg, an dessen Ende endlich das Geheimnis des Dunklen Grals gelüftet werden konnte.

In der Londoner Templer-Kirche hatte ich die Gräber der Toten gesehen. Flach aus dem Boden ragende Steinsarkophage, aber diese Kirche war völlig leer.

Die Tür zum Anbau hatte ich beim ersten Hineinleuchten bereits gesehen. Jetzt stand ich vor ihr.

Sie war schmaler als das Eingangstor, aber ebenso alt und auch mit einem verrostet wirkenden Schloß versehen. Sicherheitshalber leuchtete ich auch diese Tür nach irgendwelchen Hinweisen ab, fand aber keine. Es gab weder eine Inschrift noch eine Zeichnung, die Tür war völlig normal.

»Sie ist nicht verschlossen«, erklärte Saunders, der mich begleitet hatte. »Du kannst sie öffnen.«

Die Klinke ließ sich nur schwer niederdrücken. Das größte Stück Arbeit folgte, es war das Aufziehen der Tür, denn sie klemmte mit ihrem unteren Rand am Boden fest.

Ich mußte schon beide Hände zu Hilfe nehmen, um sie aufzuziehen. Das Kratzen konnte bei sensiblen Menschen schon Magenschmerzen verursachen, ich stand darüber.

Um mich durchzulassen, reichte eine gewisse Spaltbreite. Weiter wollte ich die Tür nicht öffnen.

Zunächst leuchtete ich in den Zwischenraum. Auch dort lag der Staub auf dem Boden, auch dieses Stück mußte leer sein. Von einem Schwert jedenfalls sah ich nichts.

Hatte sich Saunders geirrt?

Ich schaute ihn über die Schulter hinweg mit einem so skeptischen Blick an, daß er rasch den Kopf schüttelte. »Es ist schon richtig, wo du bist. Du wirst es sehen.«

»Warst du schon hier?«

»Der Himmel bewahre. Dieser Ort ist schrecklich.«

Ich schrak zusammen. »Woher hast du den Ausdruck?«

»Wieso ich…?«

»Hör zu, Saunders.« Ich ging dicht an ihn heran. »Den Ausdruck kenne ich. In Südfrankreich, wo sich die Kathedrale der Angst befindet, habe ich ihn einmal gelesen…«

»Ja, ich weiß. Schließlich stamme ich von dort.«

»Also gut. Ist dieser Ort ebenfalls hier so schrecklich? Hält das Böse seine Klauenhand über das Gute?«

»Ich sehe es so. Aber das Wort wird vergehen, wenn es dir gelingt, das Böse zu besiegen.«

»Dann versuche ich es.«

Saunders blieb zurück, während ich durch den Spalt schlüpfte. Daß er diesen Spruch gesagt hatte, gefiel mir überhaupt nicht. Der Mann schien mehr zu wissen, als er zugab. Ich wußte nichts von ihm. Er war plötzlich auf dem Friedhof gewesen und hatte mich erwartet. Das war alles. Und erzählen konnte man viel.

Ich schob das Problem vor mir her und betrat das nicht sehr lange Mittelstück zwischen Turm und Kirche.

Auch hier zeigte der Boden einen dicken Staubfilm. Durch zwei schmale, sich gegenüberliegende Fenster wehte etwas frische Luft in

den breiten Gang. Die Öffnungen zeichneten sich als schmale, graue Rechtecke in der dunklen Wand ab.

Und doch war etwas anders als im anderen Teil der Kirche. Der Boden besaß nicht die graue Farbe.

Ich stellte dies fest, als ich den Staub mit der Fußsohle zur Seite schob und das bläulich schimmernde Gestein unter mir sah.

Ich spürte auch etwas. Es war kein Widerstand, aber in den Steinboden hatte jemand eine Furche eingraviert oder eingeschlagen. Natürlich wollte ich wissen, was dieser unbekannte Steinmetz hinterlassen hatte. Im Schein der Lampe räumte ich den Staub zur Seite, der mir als Wolken entgegenquoll, zum Husten reizte, auch zum Niesen, mich aber nicht davon abhielt, weiterzumachen.

Nach einer Weile hatte ich es geschafft. Da klebte der Staub zwar an mir, doch die Sicht war frei.

Es war ein großer Gegenstand, der sich auf dem Boden befand. Nicht rund, dafür gradlinig, eckig.

Zuerst dachte ich an die Abbildung eines Schwertes, das war ein Irrtum.

Als ich endlich erkannte, was es tatsächlich war, konnte ich abermals nur staunen.

Es war ein Patriarchenkreuz, zwei Kreuze in einem.

Saunders hatte mich beobachtet. Auch er sah das eingemeißelte Kreuz und nickte. »Das ist die Spur zu Gottfried von Bouillon.«

»Inwiefern?«

»Dieses Kreuz, das du freigelegt hast, nennt man auch das Lothringer Kreuz. Gottfried von Bouillon war Herzog von Niederlothringen, wenn du dich erinnerst. Hier hat er seine Spur hinterlassen, sein Zeichen, ein Hinweis für den Suchenden. Du befindest dich auf der richtigen Spur. Das Schwert muß hier sein.«

»Und wo? Ich sehe es nicht!«

»Unter dem Kreuz!«

Meine Haut am Kinn spannte sich, als ich, leicht sauer über die Antwort, die Lippen zusammenpreßte. »Was soll das? Ich kann das Gestein kaum aufhacken.«

Die Erwiderung klang orakelhaft. »Für den Suchenden darf es keine Hindernisse geben. Wer das Schwert erringen und Garinga vernichten will, muß in der Lage sein, den Weg zu ihm zu finden. Das solltest du dir vor Augen halten.«

»Wie soll ich das machen?«

»Schau dir das Kreuz an.« Saunders streckte den Arm aus. »Sieh es dir genau an.«

Ich hatte zwar noch immer nicht so recht begriffen, aber irgend etwas mußte ja an seinen Worten stimmen. Bisher jedenfalls hatte mich der alte Mann noch nicht gelinkt.

Die Stimmen waren zwar nicht verstummt, ihr Gesang jedoch hatte an Lautstärke verloren. Ich hörte ihn nur mehr als fernes Brausen aus dem anderen Teil der Templer-Kirche.

Das in den Stein eingravierte Kreuz war sehr groß. Ich konnte es durchaus mit der Länge eines Menschen vergleichen und benötigte zwei lange Schritte, um es vom unteren bis hin zum oberen Teil abzumessen. Mit dem Lichtstrahl zeichnete ich seine Konturen nach und entdeckte jeweils an den sechs Enden die silbrig schimmernden Punkte, die mir wie Knöpfe vorkamen.

Ich ging in die Hocke. Meine Fingerkuppen fuhren über die Knöpfe hinweg, und ich stellte fest, daß sie ein winziges Stück aus dem Boden hervorschauten.

War das die Lösung?

Saunders war an der Tür stehengeblieben. Seine Stimme erreichte mich als Flüstern. »Du bist sehr nahe an der Wahrheit, sehr nahe sogar.«

»Wie nahe?« fragte ich gegen.

Wieder erhielt ich eine orakelhafte Antwort. »Wenn der Suchende kommt, wird er eine Waffe bei sich tragen, die ihm die Tür zu anderen Reichen öffnet. Du müßtest, wenn du der Richtige bist, diese Waffe besitzen.«

Waffe?

Ich dachte nach. Ja, ich besaß etwas, aber das konnte man nicht direkt als Waffe bezeichnen.

Es war mein Kreuz!

Ich hatte bisher gebückt gestanden, jetzt richtete ich mich auf, weil Saunders mich sehen sollte. Ich leuchtete mich dabei selbst an und faßte mit der Rechten in meinen Nacken, wo ich die dünne Silberkette zwischen die Fingerspitzen bekam.

Sehr langsam zog ich das Kreuz hervor. Der Lichtfinger fiel auf meinen Talisman. Er ließ das Silber an einigen Stellen leuchten wie kleine Sonnen.

»Ist es das?« fragte ich.

Die Antwort ließ auf sich warten. Möglicherweise war Saunders verblüfft oder geschockt. Er hüstelte einige Male, bevor er fragte: »Woher hast du es?«

»Es gehört mir. Du kennst es?«

»Ich… ich hörte davon.« Er wischte seine feuchten Handflächen an seiner Hose ab. »Es geistert durch die Legenden, es wird oft erwähnt, aber nie richtig beschrieben. Fast wie der Gral…«

»Aber es ist nicht der Gral!«

»Nein, natürlich nicht. Nur…«

»Ich werde versuchen, den Weg zum Schwert zu finden«, sagte ich und bückte mich wieder.

Das Kreuz lag ruhig in meiner rechten Hand. Es gab die Ansatzpunkte auf dem Lothringer Kreuz.

Beide Kreuze wollte ich miteinander in Verbindung bringen und - sofern es nötig war - das magische Siegel aufbrechen, um an das Schwert zu gelangen.

Sechs Punkte mußte ich berühren. An der Spitze begann ich. Kaum hatten beide Kreuze Kontakt bekommen, blitzte zwischen ihnen etwas auf. Ein kurzes Funkeln nur, mehr nicht. Zu verstehen wie ein Signal, das einen bestimmten Weg geöffnet hatte.

Saunders schaute mir zu. Sein hastiges, scharfes Atmen übertönte selbst den aus der Kirche strömenden Gesang.

»Jetzt nur noch eine Berührung!« hauchte er.

Ich ging zum Kreuzende. Wieder erfolgte die Berührung, das kurze Aufblitzen, dann hatte ich es geschafft.

War der Weg frei?

Noch tat sich nichts. Ich richtete mich wieder auf. Mein Blick folgte dabei dem zu Boden gerichteten Strahl, aber das kratzende Geräusch war nicht zu überhören.

Vor meinen Fußspitzen drehte sich der Boden. Ein kreisrunder Ausschnitt geriet in Bewegung. Er kam mir vor wie ein überdimensionaler Gullydeckel und gab die Sicht frei in eine unheimlich wirkende Tiefe, die von Dunkel erfüllt wurde.

Der Gesang nahm an Lautstärke zu. Ich stand dicht vor einer Entscheidung. Leider war mir der Blick verwehrt, der nach unten sinkende »Deckel« sorgte dafür, aber er wurde besser, denn er löste sich urplötzlich auf. Ein Zischen erklang dabei. Dampf entstand, der mir entgegenwölkte. Im Lampenlicht glänzte der Dampf silberfarben oder wie poliertes Blei. Ich stand dicht an der Wand. Zwischen mir und dem Loch befand sich nicht viel Platz. Da hatte es Saunders schon besser, da er sich an der Tür aufhielt.

Das Zischen blieb noch eine Weile, auch der Dampf verteilte sich. Nur wurden seine Schwaden dünner und dünner. Wie schmale Nebelfetzen wehten sie den beiden Lukenöffnungen entgegen.

Einige Sekunden wartete ich ab. Erst dann senkte ich die rechte Hand und leuchtete in die Tiefe.

Ich sah das Schwert!

Seine Klinge blinkte im Lichtstrahl auf. Und ich sah auch, wo es steckte.

Im Kopf eines Dämons!

***

Das mußte Garinga sein, der mir den Weg zum Dunklen Gral versperrte. Ob er vernichtet war oder nicht, meine Suche führte an ihm vorbei, daran rüttelte niemand.

Saunders hatte mir den Dämon nur kurz beschrieben. Er hatte nicht gelogen, denn Garinga sah tatsächlich so aus, als wäre sein finster blickendes Gesicht von einem erstarrten Flammenkranz umgeben.

Hohe Feuerzungen, die auf mich wirkten wie rot angemalte Steine. Darunter ein dunkles, ziemlich weit auseinanderstehendes Augenpaar. Viel mehr entdeckte ich von seinem Gesicht nicht, denn der Schatten eines Knochenarms fiel darauf.

Die dazugehörige Hand war gekrümmt, und sie lag auf dem Griff des Schwertes, als wollte sie ihn für alle Ewigkeiten umklammern und nie mehr loslassen.

Ich nickte Saunders zu. »Sieh es dir an«, sagte ich. »Komm näher und schau in die Tiefe.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein, das ist deine Sache. Ich habe nur gewartet und dich geführt. Von jetzt an stehst du allein. Du willst den Gral finden, du schaffst es sicherlich.« Sein Mund zuckte. »Ja, du schaffst es.«

Ich maß die ungefähre Entfernung ab. »Ein Seil hast du nicht zufällig zur Hand?«

»Nein - weshalb? Wer einmal so weit gekommen ist, der schafft seinen Weg auch bis zum Ende. Spring hinein, es ist bestimmt nicht allzu tief. Du mußt das Schwert aus seinem Schädel ziehen, dann wirst du dir den Weg zum Gral erkämpfen können.«

Bisher waren dies noch leere Worte. Ich hatte keine andere Möglichkeit, ich mußte ihm einfach vertrauen.

Mein Kreuz hatte ich mir vor die Brust gehängt. Noch einmal maß ich die Distanz ab.

Wenn ich Glück hatte, überstand ich den Sprung ohne eine Verstauchung. Wenn nicht, blieb ich da unten hocken und konnte sehen, wie ich weiterkam.

Es war Platz genug, um neben dem Schädel landen zu können. Ich ging zuerst in die Hocke, setzte mich auf deren Rand, holte noch einmal tief Luft und stieß mich ab.

Weshalb Saunders plötzlich so laut und hart lachte, wußte ich nicht. Ein ungutes Gefühl aber blieb zurück…

***

Saunders hatte sich lange beherrschen müssen, das war jetzt vorbei. Er konnte sich das Lachen nicht verkneifen, als er Sinclair in der Tiefe verschwinden sah.

In seinen Augen leuchtete der nackte Triumph. Wie lange hatte er auf diesen Augenblick gewartet, jetzt war er endlich da. Er konnte den zweiten Teil des Plans in Angriff nehmen.

Wie es Sinclair erging, interessierte ihn nicht mehr. Er zog sich klammheimlich zurück und durchquerte die Templer-Kirche. Vor der

großen Ausgangstür wartete er einen Moment. Der Gesang der Templer-Geister, war verstummt. Fast ärgerte es ihn ein wenig, er hatte sich mittlerweile daran gewöhnt.

Saunders atmete auf, als er die Kirche verlassen hatte. Mit dem Ärmelstoff putzte er den Schweiß von der Stirn. Mittlerweile hatte sich auch der Himmel verändert.

An der blauschwarzen Fläche stand wie ausgeschnitten die Sichel des Halbmonds. Sie schien all diejenigen zu grüßen, die von der Erde her zu ihr hochschauten.

Der Mond war der Freund der Nachtgeschöpfe. Und die Geschöpfe der Nacht befanden sich in der Nähe. Saunders wußte dies. Nicht umsonst hatte er sich auf sie verlassen.

Seine Füße hinterließen bei jedem Schritt dumpfe Echos auf der alten Friedhofserde, als er zwischen den Gräbern einherlief und das alte Eisentor erreichte. Mit dem Rücken schob er sich am Halbrund entlang und starrte gegen den Wald.

Dort rührte sich nichts, doch er wußte genau, daß sie da lauerten und auf das Zeichen warteten.

Saunders griff in die Tasche. Er holte eine flache Lampe hervor, schaltete die ein und beschrieb mit ihr zwei Kreisbogen schnell hintereinander.

Es war das Zeichen!

Sekunden vergingen, am Waldrand rührte sich so lange nichts, bis sich plötzlich einige Zweige bewegten und eine hochgewachsene Gestalt erschien.

Mit bedächtig wirkenden Schritten näherte sie sich Saunders, der sich, als der Fremde vor ihm stehenblieb, verbeugte.

»Ist alles klar?« fragte der Mann.

»Jawohl, Mr. van Akkeren…«

***

Mein ungutes Gefühl verschwand sehr schnell wieder, weil ich mich auf den Aufprall konzentrieren mußte. Ich hatte die Tiefe nicht so recht abschätzen können, landete aber schneller auf dem Grund, als ich geglaubt hatte.

Ich war in diesen Momenten eigentlich wehrlos, zudem wandte ich Garinga den Rücken zu, der aber rührte sich nicht. Er ließ mir die Zeit, den Aufprall abzufangen. Einige kleine Schritte lief ich noch weiter und ging nicht zu Boden, wie ich zunächst befürchtet hatte.

Beim Umdrehen blickte ich in die Höhe. Saunders schaute mir nicht nach. Darüber wunderte ich mich. Mich an seiner Stelle hätte es interessiert, wie jemand versucht, gegen einen mächtigen Dämon zu kämpfen. Die Distanz bis zum Rand war einfach zu groß, um sie mit einem Sprung überwinden zu können.

Ich hatte mich auch an Saunders Erklärungen erinnert. Er hatte davon gesprochen, daß die Templer-Kirche auf einem alten Gemäuer gebaut worden war. Wenn es tatsächlich noch existierte, fand ich sicherlich noch genügend Gänge und Stollen, von denen einer irgendwo im Freien endete.

Das war zweitrangig. Zunächst interessierte mich das Schwert - und natürlich auch der Dämon Garinga, dessen Namen ich an diesem Tag zum erstenmal vernommen hatte.

Eine Täuschung war es nicht gewesen. Die Klinge steckte tatsächlich in seinem Kopf. Das Schwert war ein besonderes Meisterwerk. Im Licht meiner Lampe überkam mich so etwas wie ein Gefühl der Ehrfurcht, als ich es betrachtete. Obwohl es gut 900 Jahre alt sein mußte, hatte es unter der langen Zeit kaum gelitten. Ich sah nicht einmal Rost auf der breiten Klinge, die eine ungewöhnliche Farbe besaß. An einigen Stellen schimmerte sie silbrig, an anderen wiederum in einem matten Blauton. Wer dieses Schwert führen wollte, mußte schon eine große Kraft einsetzen. Gottfried von Bouillon hatte es geschafft. Er war - wie auch Richard Löwenherz - ein außergewöhnlicher Mann gewesen, eine schillernde Persönlichkeit, dessen Name bis in die Gegenwart hinein seinen guten Klang behalten hatte.

Schon einmal hatte ich es mit einem Templerschwert zu tun gehabt. Es war das Richtschwert der Templer gewesen. Mit diesem jedoch war es nicht zu vergleichen.

Der Griff stach mir besonders ins Auge. Er besaß eine außergewöhnliche Länge, war nicht glatt wie bei vielen anderen Waffen dieser Art, sondern wurde von einem gedrehten Schlangenlinienmuster verziert, das zum waagerecht verlaufenden Handschutz am Ende des Griffs schmaler zulief.

Am Beginn der Klinge entdeckte ich noch eine Eingravierung. Sie war so breit wie das Schwert und zeigte die Fratze eines Dämons, fast das Gesicht Baphomeths, dem die zweite Gruppe der Templer huldigte. Gottfried von Bouillon war sicherlich kein Anhänger dieses widerlichen Höllendämons gewesen.

Ich stand neben dem Schwert und schaute mir es an. Die Spitze sah ich nicht mehr, weil sie im Gesicht des Dämons verschwand.

Nach einem Körper suchte ich vergeblich. Garinga bestand nur mehr aus einem feuerroten Schädel, der von Haaren umgeben wurde, die einen feurigen Stern bildeten.

Die Augen kamen mir dunkler vor, obwohl sich die rote Farbe auch in ihnen zeigte. Sie besaßen einen sehr bösen, starren und gefährlichen Blick.

Im Moment war es zweitrangig, denn meine Konzentration galt der Knochenklaue, die, einen Halbbogen beschreibend, sich mit ihrer

Fläche auf den Schwertgriff gesenkt hatte.
Ich entdeckte einfach keine Verbindung zum Körper. Sie stach aus dem Dunkel hervor.
Dahin leuchtete ich.
Sofern ich es erkennen konnte, wuchs die Klaue aus dem dunklen Boden. Als hätte jemand ein Skelett eingepflanzt. Die Knochen gaben im Licht der Lampe einen bleichen Schein ab.
Hier stimmte einiges nicht.
Allmählich fühlte ich mich reingelegt. Der Geruch nach einer Falle war nicht mehr zu leugnen.
Wenn diese Templer-Kirche tatsächlich eine Falle für mich gewesen war, mußten mehrere Personen daran gebastelt haben. Zum ersten derjenige, der mich praktisch hergeschickt hatte.
Abbé Bloch!
Erst durch seinen Brief oder durch seine Nachricht war ich auf die alte Kirche in Garway aufmerksam geworden. Himmel, ich vertraute dem Abbé oder hatte ihm vertraut. Daß er erblindet war, lag erst einige Monate zurück.
Dieser Schrecken war mir noch deutlich in Erinnerung geblieben und auch die nachfolgenden Dinge, als die Templer der anderen Seite versucht hatten, den Abbé zu ermorden.
Durch mich hatte er einen gewissen Schutz bekommen, weil ich ihm den Würfel des Heils überließ.
Zusammen mit dem Würfel war Bloch wieder nach Alet-les-Bains gezogen, in die Nähe der Kathedrale der Angst, wo mein Ahnherr Hector de Valois als silbernes Skelett aufgebahrt lag, zusammen mit dem Siegel des Richard Löwenherz.
Der Abbé und seine Getreuen standen voll und ganz auf meiner Seite. Welchen Grund sollte er gehabt haben, mir eine Falle zu stellen? Da fiel mir schon eher der Name Saunders ein. Ihn kannte ich nicht, er hatte sich zudem bei meinen Aktivitäten stets im Hintergrund gehalten und wußte viel, ohne mir jedoch alles mitzuteilen.
Noch immer nicht zeigte er sich am Rand der Öffnung. Der Steinkreis war verschwunden, er hatte sich auf eine ungewöhnliche Art und Weise aufgelöst. Hier herrschte eine starke Magie vor, die gegen mich stand und von mir bekämpft werden mußte.
Dazu mußte ich das Schwert haben.
Wieder glitt mein Blick über das Gesicht des Dämons Garinga. Gesichter sind normalerweise dreidimensional. Sie besitzen Länge, Breite und auch Höhe.
Hier bekam ich den Eindruck, ein zweidimensionales Gesicht vor mir zu sehen. Die Höhe fehlte.
Daß es dazu gekommen war, daran trug sicherlich das Schwert die Schuld.

Gern hätte ich den großen Kämpfer Gottfried von Bouillon danach gefragt.

Das war leider nicht möglich. Ich mußte mit dem auskommen, was man mir hinterlassen hatte.

Um die Klinge überhaupt hervorziehen zu können, mußte ich die Knochenhand vom Griff entfernen. Griff und Hand befanden sich ungefähr in Augenhöhe. Ich hob beide Hände an und klemmte mir die kleine Lampe zwischen die Lippen.

Das Gebein war kalt, als hätte es auf Eis gelegen. Zudem auch schwer, ich hatte Mühe, die Hand in die Höhe zu drücken und vom Griff zu entfernen.

Beim zweiten Anlauf gelang es mir endlich. Die große Knochenklaue rutschte ab und schlug neben mir zu Boden. Das Geräusch hörte sich an, als wäre sie dabei zerbrochen. Es war nicht der Fall. Die große Hand lag dicht neben meinen Füßen.

Der Zugang zum Schwert war frei.

Die Lampe ließ ich zwischen meinen Lippen, weil ich beide Hände um den Griff legte. Ich faßte sehr fest zu. Auf meinem Gesicht lag der Schweiß, auch im Nacken hatten sich die Tropfen versammelt.

Noch einmal holte ich tief Luft. Leicht würde es mir nicht fallen, die Klinge aus dem Gesicht zu ziehen. Schon beim ersten Versuch merkte ich etwas von dem gewaltigen Gewicht des Schwertes.

Ich strengte mich an.

Ein gewaltiger Ruck - und…

Das Schwert kam frei. Es ging leichter, als ich gedacht hatte. Durch den plötzlichen Schwung wurde ich zurückgedrückt, weil ich ihn nicht ausgleichen konnte.

Ich taumelte bis gegen die Stollenwand, verlor für einen Moment die Übersicht, was dem Dämon Garinga wiederum die Gelegenheit gab, zu reagieren.

Er war *nicht* tot.

Die Klinge hatte ihn nur mehr gebannt, aber nicht vernichtet. Vor meinen Augen blähte er sich auf, als hätte man Luft in einen Ballon gepustet. Auch die Haare bekamen eine gewisse Dimension, sie fingen an, sich zu bewegen, ich vernahm noch ein Zischen, spürte den Luftzug über mein Gesicht streichen, dann war es vorbei.

Garinga verschwand!

Nichts blieb von ihm zurück, auch kein Knochenarm. Er ließ mich mit dem Wissen allein, ihn befreit zu haben, und das tat mir in diesen Augenblicken nicht gut.

Dafür besaß ich das Schwert.

Es war fast so groß wie ich und deshalb auch unhandlich. Wenn ich es führen wollte, mußte ich beide Hände zu Hilfe nehmen und stets weit ausholen, also benötigte ich Platz, den ich hier unten allerdings

nicht hatte.

Stimmte es wirklich, daß mir der Besitz des Schwertes den Weg zum Dunklen Gral öffnete, oder war alles nur eine Täuschung? Ich mußte inzwischen mit allem rechnen.

Garinga hatte sich nicht wieder blicken lassen. Vielleicht hielt er sich in diesem gewaltigen, unterirdischen Labyrinth versteckt, wo es möglicherweise tausend Höhlen, Gänge und Löcher gab. Er mußte sich hier auskennen, im Gegensatz zu mir. Der Weg zum Dunklen Gral führte nur über Garinga.

Meine Gedanken wurden durch Geräusche unterbrochen, die ich aus der Höhe vernahm.

Wenn mich nicht alles täuschte, waren es Schritte, aber nicht von einer Person.

Ich lehnte das Schwert gegen die Wand, nahm die Lampe, die zwischen meinen Lippen war, weg und leuchtete schräg nach oben. Noch sah ich nichts, zwei Sekunden später aber erschien am Rand der Öffnung und auch im Lichtkegel der Lampe ein Gesicht.

Es gehörte Saunders.

Der Mann kniete vor der Öffnung, hatte sich aufgestützt und starrte zu mir herab.

Seine Gesichtszüge zeichneten sich sehr deutlich ab. Ich sah sein Grinsen, den verzogenen Mund, und dieser Ausdruck gefiel mir überhaupt nicht.

Er hatte etwas Wissendes an sich, auch etwas Triumphierendes, selbst die alte Haut zeigte sich gespannt.

Er sprach nicht, ich redete ihn ebenfalls nicht an, weil ich daran dachte, daß noch eine andere Person bei ihm sein mußte.

Und die kam auch.

Wieder vernahm ich das Geräusch der Schritte. Sie schleiften über den Boden, und sie näherten sich dem runden Rand der Öffnung. Ich bewegte die Lampe etwas, weil ich die Person sehen wollte, bekam aber nur zwei Füße und die Ansätze der Beine zu Gesicht. Schwarze Schuhe, eine dunkle Hose, das war alles.

Saunders hatte den Kopf gedreht, weil er zu der zweiten Person hinschauen wollte, die jetzt ebenfalls kniete.

Die dunkle Kleidung blieb. Ich bekam plötzlich einen bestimmten Verdacht, der sich in den nächsten Sekunden verhärtete, als der zweite Mann zu mir in die Tiefe schaute.

Es war Vincent van Akkeren!

***

Ich sagte nichts, leuchtete ihn an und ärgerte mich nicht einmal über das harte und gleichzeitig triumphierende Grinsen auf seinem breiten Mund.

Die Augen lagen in den Höhlen. Sie kamen mir vor wie dunkle Punkte tief in zwei Schächten. Er sah aus wie immer. Das dunkle Haar hatte er nach hinten gekämmt. An den Seiten schimmerten silbrige Strähnen wie dicke Spinnweben.

Jetzt löste er eine Hand vom Boden und winkte mir mit einer lässigen Bewegung zu. »Hallo, Sinclair«, sagte er, »überrascht?«

»Nicht mehr. Ich wußte, daß ich Saunders nicht trauen kann. Es fiel mir nur zu spät ein.«

»Ja, du machst Fehler, aber ich gratuliere dir trotzdem.«

»Wozu?«

»Zum Besitz des Schwertes. Das hätte nicht jeder geschafft, glaub mir. Es war schon eine Leistung. Sie zeigt mir auch, daß man sich auf dich noch immer verlassen kann.«

»Danke.«

»Du weißt, wie es weitergeht?«

»Nein.«

»Dann will ich es dir sagen. Wir beide stehen dicht vor dem Ziel, das Geheimnis des Dunklen Grals zu lüften. Wenn du alle Hindernisse aus dem Weg geschafft hast, wirst du den Gral finden und erfahren, um wen es sich dabei handelt. Dann werde auch ich zur Stelle sein, denn er soll Baphometh gehören.«

Ich lachte leise. »Ich soll also für dich die Kastanien aus dem Feuer holen.«

»So ist es. Und wink nicht ab, Sinclair. Du hast es bisher getan, du wirst es auch weiterhin nicht sein lassen. Wie lange hast du nach dem Gral gesucht? Zwei Jahre, drei oder fünf? Wer sich über eine so lange Zeit hin auf eine bestimmte Sache konzentriert und nicht von ihr abläßt, der will auch alles haben. Stimmt's?«

»Und wenn nicht?«

»Daran habe ich auch schon gedacht, obwohl ich über diese Möglichkeit eigentlich nur lachen kann. Solltest du trotz meiner Erwartungen verkehrt reagieren, muß ich dich töten.«

»Das hast du schon öfter versucht.«

»Sicher, aber diesmal habe ich die Falle so gestellt, daß du nicht mehr entwischen kannst. Wir haben Zeit gehabt, viel Zeit. In den letzten Wochen hörten wir nichts mehr voneinander, aber nicht, weil ich dich vergessen hätte, nein, ich wollte in Ruhe alles aufbauen, um dich zum großen Ziel geleiten zu können. Du hast die Waffe bekommen, mit der du dir den Weg freischlagen kannst. Allerdings mußt du damit rechnen, daß Garinga sich das Schwert wiederholen will, aber wie ich dich kenne, macht dir dieses kleine Hindernis nichts aus.« Sein widerliches Lachen zeigte an, daß dieses Hindernis doch nicht so klein war.

»Und ich finde den Gral hier?«

»Vielleicht, aber das kann dir Garinga besser erklären - möglicherweise«, schränkte er noch ein, bevor er sich wieder zurückzog.

Saunders nahm er mit.

Ich lauschte ihren Schritten und Stimmen so lange nach, bis sie nicht mehr zu hören waren. Irgendwo im Hintergrund schlug dumpf eine Tür zu. Es kam mir vor, als hätte jemand einen Sargdeckel auf das Unterteil gerammt.

Danach wurde es still.

Und ich konnte sehen, wie ich allein zurechtkam…

***

Frankreich!

Der Süden, zwischen Toulouse und den Pyrenäen. Ein Gebiet, das bergig war, aber nicht die Höhe der Alpen besaß. An manchen Stellen zeigte es eine braune Farbe, dann wiederum lagen Wälder an den Hängen wie Inseln. Schluchten durchschnitten das Land, die kleinen Orte, zum Teil auf den Höhen liegend oder auch versteckt in den Tälern, waren oft genug kaum zu sehen und wirkten, wie von der normalen Welt abgetrennt oder vergessen.

So auch Alet-les-Bains.

Wer kannte schon dieses kleine Kaff innerhalb eines staubigen Tals und zur Nordseite hin an den hohen, windschützenden Felsen gelegen, einem Irrgarten aus Stein und düsteren Pfaden, von dem einer in eine enge, tiefe Schlucht führte, die auch den Namen Kathedrale der Angst besaß.

TERRIBILIS EST LOCUS ISTE

Dieser Spruch hatte einmal am Eingang der Schlucht gestanden und bedeutete soviel wie: Dieser Ort ist gefährlich!

Er war gefährlich, da in der Kathedrale der Angst die Baphometh-Templer ihre Kultstätte gehabt hatten und die Wände mit blasphemischen Malereien geschmückt wurden.

Das war vorbei.

Der Ort war nicht mehr schrecklich. Andere Menschen hatten dafür Sorge getragen, daß er zu einem Refugium des Friedens geworden war und ein bestimmter Mann in einem offenen Sarg seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Hector de Valois!

Einer der mächtigen Templer-Fürsten, ein Großer, ein Gewaltiger, ein Held unter den Templern, einer der dem Teufel die Stirn geboten hatte und trotzdem nicht ewig leben konnte.

Er war gestorben, aber sein Geist hatte sich auf die Wanderschaft begeben und Jahrhunderte später einen neuen Körper gefunden. Den eines Engländers.

John Sinclair!

Das alles wußte auch die grauhaarige Person, die, von zwei Helfern geführt, in die Kathedrale gebracht wurde. Der Mann mußte geleitet werden, da er selbst nicht sehen konnte.

Es war der blinde Abbé Bloch!

Aufrecht ging er, ließ sich nicht anmerken, daß er von der Umgebung nichts wahrnahm. Er gehörte zu den Menschen, die sich nicht nur mit ihrem Schicksal abgefunden hatten, nein, er war bereit, das Beste daraus zu machen, und er dachte gar nicht daran, den Kampf gegen das Böse aufzugeben. Er wollte die Templer vernichten, die nicht auf seiner Seite standen, die dem Baphometh-Götzen dienten, allein dem Bösen, das wie schleichendes Gift in ihre Seelen drang und sie umfing.

Bloch war blind und konnte trotzdem sehen. Nur nicht mit den Augen. Er fühlte, er tastete, er war sehr sensibel geworden, nur seine Sinne zeigten sich oft genug angespannt, und manchmal hatte er das Gefühl, als könnte er Bilder sehen. Szenen, die sich noch ereigneten. Sehr oft düster und schrecklich, dann wieder hell und klar.

Etwas Genaues hatte er noch nicht herausgefunden. Dennoch spürte er, daß es nicht mehr weit bis zu einem bestimmten Ziel war. Er wollte und würde es erreichen, trotz der Blindheit.

Der Abbé sah nichts auf dem Weg in die Kathedrale, aber er spürte, daß er sich seinem Ziel bereits näherte. Es waren die Strömungen, die ihm entgegenwehten. Unsichtbare Wellen, so etwas wie Gedanken, die sein Hirn ausfüllten.

Fast wie ein Ruf…

Das Innere der engen Schlucht lebte, obwohl die Wände aus totem Gestein bestanden. Sie hatten Geschichte geschrieben, und sie würde auch weiterhin Geschichte schreiben, solange das silberne Skelett des Hector de Valois darin lag.

Wer in die Höhe schaute, sah tagsüber nur einen kleinen Ausschnitt des Himmels. Es war auch bei Sonnenschein auf dem Grund der Schlucht stets düster und kühl.

Gegen die Kräfte der Natur, wie Regen, Schnee und Hagel schützte ein überhängendes Felsstück den offenen Sarg. Er stand praktisch unter einem steinernen Himmel.

Der Boden war rauh, uneben. Ohne seine beiden Führer wäre der Abbé schon längst gestolpert. Die Männer brachten ihn sicher über die aus dem Untergrund wachsenden Stolperfallen.

Die beiden Begleiter hielten den Abbé in Höhe der Ellenbogen umklammert. Sie merkten plötzlich an seinem Widerstand, daß er nicht mehr weitergehen wollte und blieben auch stehen.

»Was ist, Abbé?«

»Laßt mich allein.«

»Aber du wirst…«
»Ich werde gar nichts, meine Freunde. Ich werde nicht stolpern und nicht fallen, ich bleibe auf den Beinen, weil ich jemand habe, der mich führen wird.«
»Und wen?«
»Meine Freunde, verlaßt euch auf mich. Ich komme wirklich allein zurecht.«
»Söllen wir hier warten, Abbé?«
»Darum wollte ich euch gerade bitten. Wartet hier auf mich, bis ich die Zwiesprache gehalten habe.«
»Jawohl, Abbé. Aber wenn etwas sein sollte, dann wirst du uns rufen. Versprichst du das?«
»Ja.«
Sie ließen ihn los. Der Abbé straffte sich. Er hätte einen Stock mitnehmen können, um den Weg zuvor abzutasten, doch er ließ es bleiben, weil er sicher war, daß er sich auf eine bestimmte Kraft innerhalb der Kathedrale verlassen konnte.
Diese Kraft würde ihn leiten und ihm auch die Informationen und Ratschläge geben, die nötig waren. Der Abbé wußte genau, welch ein Spiel er eingeleitet hatte, aber er fühlte sich nicht als ein Regisseur, diesen Part hatten andere übernommen.
Bloch sah nichts, doch er wußte, daß er sich nicht allzu weit vom Zentrum der Kathedrale entfernt befand, wo auch der offene Sarg mit dem silbernen Skelett seinen Platz gefunden hatte.
Hier lag Hector de Valois als Toter, er war dennoch von eine gewaltigen Kraft erfüllt. Seine Ratschläge waren wichtig, denn es ging um das Geheimnis des Dunklen Grals, das nicht hier gelöst werden sollte, dafür im fernen England, wo die Templer ebenfalls ihre Spuren hinterlassen hatten.
Die zwei zurückgebliebenen Templer schauten zu, wie sich ihr Anführer in Bewegung setzte.
»Ich habe ein schlechtes Gewissen!« hauchte der Größere der beiden. Auf seiner Oberlippe wuchs ein dunkler Bart.
»Ich ebenfalls.«
Die beiden schwiegen sekundenlang, bis der Bartträger den Kopf schüttelte. »Das gibt es nicht. Der Abbé geht wie ein Sehender.« Er schaute seinen Freund an. »Sollte er tatsächlich wieder…?«
»Nein, ich glaube nicht, daß er wieder sehen kann«, erklärte der zweite. »Das ist einfach nicht möglich…«
»Was wissen wir schon?«
In der Tat konnte Bloch nicht sehen. Er tastete sich nur voran, aber in seinem Kopf schienen Sensoren eingebaut zu sein, die jedes Hindernis ausloteten und ihm meldeten.
Bloch stolperte nicht einmal.

Ragte ein Stein aus dem Boden, so stieg er darüber hinweg, als hätte er ihn gesehen.

Auch der Abbé fühlte sich sehr sicher. Er vertraute auf einen gewissen Schutz, der ihn bis zu seinem Ziel begleiten würde.

Ein normaler Mensch hätte es vielleicht nicht wahrgenommen, anders der Abbé.

Er merkte genau, daß er seinem Ziel ständig näherkam. In seinem Kopf war ein Brausen entstanden, als würden zahlreiche Stimmen durcheinander sprechen, um ihn mit Informationen zu füttern. Nie jedoch hörte er eine klare Meinung heraus. Die Geisterstimmen brausten durch seinen Schädel und hallten in den Ohren wider.

Die Schlucht besaß nur einen Eingang, aber keinen Ausgang. Sie war eine Sackgasse. An deren Ende stand der offene Sarg mit dem silbernen Skelett des Hector de Valois.

Hier hatte der ehemalige Templer-Führer endlich seinen Platz bekommen, der ihm auch zustand.

Bloch spürte seine Nähe. Etwas drängte auf ihn ein, kam von allen vier Seiten und hielt ihn fest.

Noch zwei vorsichtige Schritte ging er auf den Sarg zu, dann blieb er stehen.

Hätte er noch sein Augenlicht besessen, so hätte er sehen können, daß ihn nicht einmal eine Körperlänge vom Fußende des Steinsargs trennte. Aber auch so wirkte der Abbé, als könnte er den anderen wahrnehmen, darauf wies auch die Verbeugung hin, mit der er das Skelett begrüßte. Als er sich wieder aufrichtete, ließ er beide Hände unter seiner Jacke verschwinden, weil er dort etwas trug, das ihm seit einiger Zeit gehörte.

Es war ein Würfel!

Man konnte ihn als Würfel des Unheils oder auch des Heils bezeichnen. Es kam darauf an, in wessen Händen er sich befand. Bei dem Abbé war er durchaus als Würfel des Heils zu verstehen.

Sein Augenlicht hatte Bloch verloren, das bekam er auch nicht wieder zurück, aber er hatte in dem Würfel so etwas wie einen Ersatz gefunden. Zwar konnte ihm dieser Gegenstand die Sehkraft nicht ersetzen, doch er geleitete ihn auf gewisse Pfade und vor allen Dingen nicht in die Irre.

Bloch hatte den Würfel zwischen seine Handflächen geklemmt. Obwohl er es nicht wollte, konnte er ein Zittern seiner Hände einfach nicht vermeiden. Auch lastete ein Druck auf ihm, als hätte er eine besonders schwere Verantwortung zu tragen.

Der Würfel besaß eine rotviolette Farbe. Sie füllte ihn völlig aus. In seinem Innern befanden sich zudem noch schlierenartige Gegenstände, geheimnisvolle Informationsträger, die auch dafür sorgten, daß gewisse Gedankengänge in die Tat umgesetzt wurden.

Das wollte der Abbé.
Zwar lag Hector de Valois als silbernes Skelett in dem Steinsarg, aber Bloch hatte auch schon erlebt, daß es sich erhob und den Sarg verließ.
In dieser Schlucht, in dieser Kathedrale galten eben andere Gesetze. Hier war vieles aufgehoben, was Menschen als physikalisches Weltbild bezeichneten. In diesem engen Raum herrschten uralte Kräfte, die mit dem Begriff Magie umschrieben werden konnten.
Und der Würfel paßte dazu.
Abbé Bloch benötigte einige Minuten, um die anderen Einflüsse zurückzudrängen. Er mußte sich allein auf den Würfel konzentrieren, weil dieser ihm den Weg zu Hector de Valois weisen würde.
Bloch wollte mit dem ehemaligen Großmeister der Templer in Kontakt treten.
Jeder Mensch besitzt eine gewisse Ausstrahlung. Bei manchen ist sie stärker, bei anderen geringer, aber man kann sie messen.. Auch der Abbé machte da keine Ausnahme. Sein Körper strahlte ebenfalls ab. Diese unsichtbaren Schwingungen drangen nicht ins Leere. Sie wurden vom Würfel aufgefangen und verstärkt.
Hatte er sich zunächst noch relativ kühl angefühlt, so spürte der Abbé jetzt die Wärme, die ihn ausfüllte. Es war nicht die Wärme seiner Hände, diese hier drang von innen nach außen, ein Beweis, daß im Würfel etwas passierte.
Die Schlieren bewegten sich. Noch vor Minuten hatten sie als feste Einschlüsse innerhalb des Gegenstandes bewegungslos gestanden, jetzt aber lief ein Zucken durch die wurmartigen Körper. An ihren unteren Enden begann es, die peitschten von einer Seite zur anderen, als hätten sie einen Energiestoß bekommen, den sie jetzt, ebenfalls als Energie, an Bloch abgaben.
Jemand wollte mit ihm Kontakt aufnehmen.
Hector de Valois!
Der Abbé fror ein. Er zuckte nicht einmal mit dem Augenlid, als er starr auf der Schwelle stand. Die Augen waren hinter einer dunklen Brille verborgen, die er nur des Nachts abnahm.
So stand er da und lauschte auf die Botschaft, die ihm entgegentrieb.
»Du bist gekommen, Abbé?«
»Ja, ich mußte.«
»Das weiß ich«, antwortete das silberne Skelett. »Ich kenne den Grund, der dich zu mir gebracht hat. Ich kenne ihn genau. Willst du ihn hören?«
»Bitte.«
»Es ist dir nicht klar, ob du einen Fehler gemacht hast oder nicht.«
»Das stimmt. Kannst du mir eine Antwort geben?« Bloch stand noch immer regungslos. Er fragte und antwortete nur gedanklich.
»Sie ist auch für mich nicht leicht.«

»Das weiß ich, Monsieur de Valois. Aber die Zeiten haben sich verändert. Alles verdichtete sich. Die Anzeichen mehrten sich. Baphometh kehrte zurück, um die Herrschaft über alle Templer zu erringen. Unsere große Chance ist der Dunkle Gral. Wenn wir ihn vor Baphometh erringen, haben wir eine Möglichkeit…«

»Dazu hast du John Sinclair in eine Falle gelockt.«

»Ich konnte nicht anders.«

»Tatsächlich nicht?«

»Nein, es war der einzige Weg. Ich weiß aus den alten Schriftrollen, die hier in der Nähe gefunden wurden, daß die Waffe des Gottfried von Bouillon unmittelbar mit dem Dunklen Gral zu tun hat. Er hat damit einen mächtigen Dämon erledigt, der in Baphomeths Diensten stan…«

»Du weißt genau, Abbé, daß er den Dämon nicht getötet hat. Er konnte ihn nur bannen. Jetzt hast du John Sinclair zu ihm geschickt, und du hast ihn in die Fänge eines Menschen gegeben, dessen Ahnherren hier in Frankreich eine wichtige Rolle gespielt haben. Sie haben das Land nicht ohne Grund verlassen.«

Bloch nickte. »Es ist mir bekannt, daß die Saunieres Verräter waren. Nur, was sollte ich tun? Meine Zweifel sind schlimm, sie verstärkten sich von Tag zu Tag, ich spürte, daß die Zeit reif war. Ich habe einfach das Vertrauen verloren, ich…«

»Deshalb bist du zu mir gekommen?«

»Ja. Ich will wissen, ob du ebenso gehandelt hättest.«

»Das kann ich dir nicht sagen. Ich kann auch dein schlechtes Gewissen nicht beruhigen. Ich kann dir nur den Rat geben, zu beten und darauf zu vertrauen, daß es John Sinclair schafft. Du weißt genau, wie gefährlich Baphometh und dessen Diener sind. Auch wenn es nicht so aussieht, haben sie über viele Dinge die Kontrolle erhalten. Daran solltest du immer denken. Wenn John Sinclair das Schwert Gottfried von Bouillons bekommt, wird er es auch so einsetzen, wie es sich für einen Kämpfer, wie er es ist, gehört.«

»Dann vertraust du ihm?«

»Ich muß.«

»Und wenn er den Dunklen Gral findet?« fragte der Abbé.

»Wird es sich zeigen, ob er auch in der Lage ist, ihn zu behalten und mit ihm zurechtzukommen. Er weiß nicht, wer oder was der Dunkle Gral ist. Obwohl er es eigentlich hätte wissen können, aber es ist einfach zuviel passiert, deshalb wird er um so überraschter sein, wenn er die Wahrheit erfährt. Ich kann mir keinen besseren Mann vorstellen als ihn. Er ist der Sohn des Lichts. Er besitzt das Kreuz, deshalb soll er auch den Dunklen Gral bekommen oder zumindest erfahren, wer der Gral ist.«

»Es existieren viele Geschichten über den Gral.«

»Ich weiß, Abbé. Aber der Heilige Gral ist nicht gleichzusetzen mit dem Dunklen. John Sinclair jagt nicht dem Gral nach, der in der Parzival-Erzählung vorkommt. Es ist nicht die Schale, in der das Blut des Gekreuzigten aufgefangen wurde, wie der Dichter Wolfram von Eschenbach meinte. Nein, das ist eine andere Spur, obwohl sie mit Gottfried von Bouillon zusammenhängt, der sich später als der König von Jerusalem bezeichnete, weil auch der Gekreuzigte ein König war. Es gibt viele Spuren, aber nicht jede führt auch zum Ziel.«

»Dein Wissen ist gewaltig, Hector.«

»Dabei weiß ich viel zu wenig. Allerdings habe ich in die Geheimnisse des Dunklen Grals Einblick nehmen können. Ich bin informiert, aber ich bin gleichzeitig verpflichtet, Stillschweigen zu bewahren. John Sinclair muß seinen Weg allein gehen, ebenso wie du im Kampf gegen Baphometh und die den Götzen anbetenden Templer, die Verdammten unter uns, die einfach nicht auszurotten sind. Sie haben sich wieder formiert, sie bilden eine Macht, und sie wollen die christliche Geschichte verspotten und auf den Kopf stellen. Hüte dich vor ihnen, Abbé, hüte dich und hoffe darauf, daß sie den Dunklen Gral nicht bekommen. Er ist gut bewacht, aber seine Wächter liegen in den Gräbern, getötet von einem Dämon namens Garinga, der trotzdem keinen Sieg erringen konnte…«

Da sich der Geist des Hector de Valois nicht mehr meldete, nickte der Abbé. Er faßte seine Abschiedsworte zusammen. »Ich bin dennoch froh, den Weg zu mir gefunden zu haben, auch wenn ich keine klare Antwort bekommen habe. Wir sind hier, um dich zu beschützen. Wir werden es nicht zulassen, daß Baphometh die Herrschaft über die Kathedrale übernimmt, und ich besitze den Würfel, der mich sehend, hörend und riechend macht. Ich bin über meine Blindheit nicht mehr unglücklich. Ich danke dir…«

Noch einmal verbeugte sich der Abbé. Danach ließ er den Würfel wieder unter seiner Kleidung verschwinden. Auch der Geist des Hector de Valois meldete sich nicht mehr. Zwischen den Felsen war es tatsächlich still wie in einer leeren Kirche.

Bloch drehte sich auf der Stelle.

Seine im Hintergrund wartenden Begleiter hatten die Bewegung gesehen. Für sie war es das vorher abgesprochene Zeichen. Mit raschen Schritten näherten sie sich dem Abbé und faßten ihn wieder unter, wobei sie scheue Blicke auf das silberne Skelett warfen, das ihnen beiden nicht geheuer war.

»Sollen wir dich wieder zurückgeleiten?«

»Ja, führt mich hinaus.«

Sehr vorsichtig gingen die drei Templer zurück. Bloch war den Weg über schweigsam, und seine Begleiter wagten auch nicht, ihm eine Frage zu stellen.

Nach wenigen Minuten hatten sie die Schlucht verlassen. Der Abbé konnte wieder freier atmen. Er spürte den Sommerwind. Warm strich er gegen sein Gesicht und brachte den Geruch von Blumen und Gras mit. Allen Prognosen zum Trotz war es dennoch ein schöner Sommer geworden, allerdings auch heiß.

Der Abbé und seine Templer hatten sich in Alet-les-Bains niedergelassen. Dieser schon in tiefer Vergangenheit erwähnte Ort lag zentral. In seiner unmittelbaren Umgebung befanden sich zahlreiche Burgen, Schlösser und Gemäuer, die vor langen Jahrhunderten von Templern besetzt gewesen waren.

Die Strecke bis in den Ort zog sich hin. Zudem war sie sehr steinig und kaum zu befahren.

Vor den hohen Felsen zog sich das Geröllfeld hin. Es wurde von einem schmalen Pfad durchschnitten, über den die drei Templer talwärts schritten.

Sie trugen Schuhe mit dicken Sohlen, damit die Steine nicht in ihre Füße drangen und blutende Wunden hinterließen. An manchen Stellen war die Umgebung menschenfeindlich.

Über dem Land lag der wolkenlose Sommerhimmel, vergoldet durch den Glanz der Sonne. Das große, gelbe Auge sandte Wärme, schickte Leben, und wie oft wünschte sich der Abbé, die Sonne wieder sehen und nicht nur spüren zu können.

Doch er wollte nicht klagen. Zu Beginn war es hart gewesen, später jedoch hatte er sich daran gewöhnt und seine Blindheit mit Fassung getragen. Außerdem gab es Menschen, denen es als Blinde schlimmer erging als ihm. Er hatte noch eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, die anderen nicht. Am Fuß des Weges wartete der Wagen, ein dunkler Citroën 504. Der Bartträger öffnete die Türen. Ein Schwall heißer Luft drang nach draußen und den Männern entgegen.

Sie warteten mit dem Einsteigen, machten Durchzug und nahmen erst dann Platz.

»Direkt zu uns?« erkundigte sich der Fahrer. »Oder möchtest du einen Schluck Wein trinken.«

»Nein, bitte nicht.«

Wenig später schon rollte der dunkle Wagen durch den kleinen Ort Alet-les-Bains. Man kannte die Templer, hatte sich an sie gewöhnt, man respektierte sie auch und war stolz darauf, Menschen mit einem so großen Wissen zu beherbergen.

Staub wallte unter den Reifen auf und verfolgte den Citroën als Wolke. Der Abbé hatte im Fond seinen Platz gefunden. Auch jetzt trug er die dunkle Brille und sah die oft scheuen Blicke der Bewohner nicht, mit denen sie den durch den Ort fahrenden Wagen betrachteten.

Sie alle wußten, wer der Abbé war, aber nur wenige sprachen mit ihm. Sie fürchteten sich instinktiv.

Sie waren einfache Menschen, fromm und gläubig, und sie waren der Ansicht, daß man über gewisse Dinge am besten den Mantel des Schweigens deckte. Ihn abzuheben, war nicht ihre Aufgabe, das sollten andere übernehmen.

Die Templer lebten zusammen in einem großen Haus. Sie führten zwar nicht direkt ein mönchsartiges Dasein, trieben aber in ihren Zimmern Forschungen und versuchten, eine Gegenkraft aufzubauen, damit Baphometh in Schach gehalten wurde.

Der Wagen stoppte hinter dem Haus auf dem Hof. Man half dem Abbé ins Freie und führte ihn in die Kühle des Hauses, wo ihm ein Glas frisches Wasser angeboten wurde, das Bloch mit drei langen Zügen leertrank.

Sprechen wollte er mit niemandem. Das bat er sich aus, bevor er auf sein Zimmer ging.

Es war spartanisch eingerichtet. Der Abbé brauchte nicht viel. Zwar standen an den Wänden mit Büchern gefüllte Regale, damit konnte der Blinde jetzt nichts mehr anfangen.

Etwas erschöpft legte er sich auf das Bett. Die Jacke hatte er zuvor abgelegt, den Würfel aber nicht.

Er stand auf dem unteren Teil seiner Brust, und der Abbé hielt ihn fest wie einen kostbaren Schatz.

Mit Hilfe des Würfels hatte er gelernt, sein Leben auch als Blinder zu meistern. Er dachte an den Mann, der ihm diesen so ungemein wertvollen Gegenstand überlassen hatte.

John Sinclair!

Ausgerechnet ihn hatte er in die Falle gelockt, quasi zum Ziel getrieben durch das Schreiben des Briefes.

Konnte er ihm jetzt noch helfen?

Der Würfel hatte einmal dem Geisterjäger gehört, und Bloch dachte daran, daß er durch ihn möglicherweise mit John Sinclair Kontakt aufnehmen und ihm aus der Ferne helfen konnte.

Es war ein Wagnis, bei dem es sich nicht einmal lohnte, die Chancen auszurechnen.

Dennoch wollte er den Versuch wagen…

***

London!

Eine Millionenstadt im Sommer, in den Ferien, aber der Verkehr und die Betriebsamkeit hatten um keinen Deut nachgelassen. Sie war sogar noch schlimmer geworden.

Um so mehr Londoner ihre Stadt verließen, um so stärker wurde der Strom der Besucher, die einfielen. Die meisten kamen aus den Staaten und auch aus Germany. Die D-Mark war stark, das Pfund hatte nachgegeben, die Flüge wurden billiger.

Auf den Londoner Flughäfen herrschte Hochbetrieb.

Auch die beiden im Alter unterschiedlichen Personen, die an diesem frühen Nachmittag in London landeten, kamen aus Germany. Sie wohnten bei Köln und hatten sich zu diesem Flug spontan entschlossen. Vielmehr war es Timo gelungen, seinen Vater Peter zu überreden, mit ihm nach England zu fliegen.

Peter Knäpper hatte sich die Stimmen angehört. Zuerst war er ungläubig gewesen, nach mehrmaligem Hören allerdings hatte er sich davon überzeugen lassen, daß ihn sein Sohn nicht täuschen wollte und die Stimmen wohl echt waren.

Timo hatte ihm auch von seinem Anruf bei Scotland Yard gebeichtet.

»Wenn du schon soweit gegangen bist, können wir auch hinfliegen«, hatte Peter Knäpper erwidert und zugesehen, daß sie noch zwei Plätze in der Maschine bekamen.

Jetzt mußten sie sich im Wirrwarr des Flughafens zurechtfinden. Die Paß- und Zollkontrolle lief reibungslos ab. Timo verwahrte die Bänder wie einen kostbaren Schatz.

Glücklicherweise sprach Peter Knäpper gut englisch. Bevor er sein Geschäft eröffnet hatte, hatte er sich die Welt angesehen und war in verschiedenen Erdteilen herumgekommen. Da mußte man einfach eine Fremdsprache können. Verheiratet war er damals noch nicht gewesen.

Peter Knäpper war ein hochgewachsener Mann von Anfang Vierzig mit schwarzen Haaren. Darunter befand sich ein etwas breites Gesicht, aber nicht ohne Reiz auf Frauen. Hinzu kam die gute Figur, die breiten Schultern und das charmante Lächeln.

»Dann suchen wir uns mal ein Taxi!« schlug er vor.

»Wir können auch mit der U-Bahn fahren.«

Herr Knäpper schaute auf den Scheitel seines Sohnes herab. »Meinst du?«

»Das geht bestimmt schneller. Ich habe viele Filme über London gesehen. Immer war der Verkehr unheimlich dicht.«

»Wenn du meinst.«

Von Heathrow aus führte die Piccadilly Line nicht nur bis in die City, sondern quer durch die Stadt.

So weit brauchten die beiden nicht. Sie hatten sich schon vorher informiert. Am Green-Park wollten sie die U-Bahn verlassen.

Die Knäppers waren nicht die einzigen Fluggäste, die sich auf die U-Bahn verließen. Groß war das Gedränge am Bahnsteig, aber man benahm sich diszipliniert und stellte sich in die Reihe.

Es herrschte eine muffige Luft. Sehr oft übertönten Durchsagen den Wirrwarr der Stimmen. Auch hier unten war zu hören, welche Maschinen Verspätung hatten und welche später starteten.

Zischend und ratternd fuhren die einzelnen Bahnen ab. Die Knäppers

konnten den zweiten Zug besteigen, zusammen mit anderen Fluggästen aus ihrer Maschine. Einen Sitzplatz bekamen sie auch, hockten sich nun gegenüber und schauten sich an, wobei Timo die Aktentasche links neben sich gestellt hatte und sie umklammert hielt wie einen kostbaren Schatz.

»Jetzt sind wir also hier«, sagte Herr Knäpper und schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch immer nicht fassen. Gestern noch im Geschäft, sogar heute morgen wollte ich hinfahren, jetzt bin ich hier.«

»Das ist ja so toll, Vati.«

Peter lachte. »Für dich ja, Timo. Ich war schon einige Male in London.«

»Das ist aber lange her.«

»Sicher.«

Timo schaute sich um. Die Fahrgäste sprachen kaum miteinander. Sie verhielten sich sehr diszipliniert. Die meisten von ihnen versteckten ihre Gesichter hinter den Zeitungen.

Einzelne Stationen glitten vorbei. Die Knäppers lasen die Namen zwar, merkten sie sich aber nicht.

Peter verglich allerdings die Stationen mit dem Streckenplan. Er wollte keinesfalls zu früh oder zu spät aussteigen.

Von London, das über ihnen lag, sahen sie nichts. Nur das Publikum änderte sich. Mehr Frauen und Jugendliche stiegen ein. Direkte Randale wurde nicht gemacht, auch wenn es bei den Jugendlichen manchmal lauter zuging und einige unbedingt ihre Radios spielen lassen mußten.

»Hyde Park Corner«, sagte Tim plötzlich. »Noch eine Station, dann müssen wir raus.«

»Wie?« Peter Knäpper schreckte hoch und hörte das Lachen seines Sohnes.

»Bist du eingeschlafen?«

»Ja.« Knäpper rieb seine Augen. »Die Luft, das monotone Rattern, es hat mich müde gemacht.« Er reckte sich. Neben ihm saß eine ältere Frau, die sich zur Seite beugte, als sie von Knäppers Hand berührt wurde.

»Sorry, Madam.«

»Ja, schon gut.«

Die beiden Knäppers erhoben sich. Sie gingen zur nächsten Tür, wo schon einige Fahrgäste warteten.

Die Bahn jagte in die Station. Gesichter huschten vorbei, noch Schemen, die bei dem Bremsvorgang allmählich Konturen annahmen.

»Ist das voll«, stöhnte Timo.

»Wir sind auch mitten in London.«

Peter Knäpper stieg vor seinem Sohn aus. Die Wartenden machten den Aussteigenden Platz. Timo hielt noch immer seine Tasche unter

dem Arm.
»Willst du sie mir nicht geben?«
»Nein, die behalte ich.«
»Okay.«
Über eine lange Treppe liefen sie nach oben. Warme Luft empfing sie, vermischt mit Abgasen und anderen nicht eben angenehmen Gerüchen. Die City von London kochte fast über. Daran mußte man sich erst gewöhnen. Vater und Sohn kamen sich ein wenig verloren vor.
»Sollen wir zu Fuß gehen?«
»Nein, Timo, wir nehmen ein Taxi.«
Das war schnell gefunden. Der Fahrer, ein Schwarzer, runzelte ein wenig die Stirn, als er das Ziel hörte.
»Scotland Yard. Warum nicht?«
Er startete. Buckingham Palace, The Royal Mews, Westminster City Hall, das alles bekamen die beiden zu sehen. Das letztere Gebäude befand sich schon an der Victoria Street, wo sie auch hinwollten.
Scotland Yard war nicht zu übersehen. Ein hohes, modernes Gebäude, an dem schon wieder oder noch immer gebaut wurde. Peter Knäpper zahlte den Fahrpreis, der Driver rauschte davon, und die Knäppers waren beide durchgeschwitzt. Die Jeanshemden klebten ihnen auf dem Rücken fest.
»Sieht ja imposant aus«, sagte Vater Knäpper, als er seinen Blick an der Fassade hochgleiten ließ.
»Das ist schon was.«
»So kenne ich es auch von Fotos.«
»Okay, Junge, dann laß uns mal reingehen. Mehr als rauswerfen können sie uns nicht.« Peter legte seine Hand auf Timos Schulter. Der Junge freute sich über die Berührung. Er gab sich zwar nach außen hin sehr forsch, war aber trotzdem innerlich unsicher.
Eine angenehm kühle Halle nahm sie auf. Hektik herrschte darin. Die große Nervosität war zu spüren.
Reporter lauerten herum, als wäre etwas Besonderes passiert. Sie hörten dann auch, was geschehen war.
Ein wahnsinniger Raub, perfekt durchgeführt. Zwei »Gentlemen« hatten es geschafft, Schließfächer zu leeren und waren mit einer Beute von rund zwanzig Millionen Pfund verschwunden. Dabei war kein Schuß gefallen, man ging völlig sanft vor.
Das Nachsehen hatten die Bank und die Polizei, denn nach dem großen Postraub war dies der spektakulärste in der Kriminalgeschichte.
»Fragen müssen wir«, sagte Peter.
»Meinst du?«
»He«, lachte Knäpper, »was ist los mit dir? Hat dich der Mut plötzlich

verlassen?«

»So ungefähr.«

»Ach, das schaffen wir schon.«

An der Information erkundigten sie sich nach John Sinclair. »Da haben Sie Pech«, wurde ihnen gesagt, »Mr. Sinclair befindet sich nicht im Haus, leider.«

Peter Knäpper zog die Stirn kraus. Der Mann hinter der Scheibe hatte ein Einsehen. »Aber sein Kollege ist im Büro. Inspektor Suko. Wenn Sie mit ihm…«

»Den Namen kenne ich!« rief Timo. »Ich habe doch mit ihm telefoniert.«

»Ja, bitte.«

»Warten Sie, ich melde Sie an.«

Jetzt klappte alles wunderbar. Sogar abgeholt wurden die beiden Besucher aus Deutschland.

Die dunkelhaarige junge Frau in der lindgrünen Leinenbluse war ihnen sofort sympathisch. Mit einem herzlichen Lächeln stellte sie sich als Glenda Perkins vor.

»Und du hast mit Inspektor Suko gesprochen?« wandte sie sich an Timo.

»Das habe ich.«

»Er erwartet Sie. Kommen Sie mit.«

Nach diesem Empfang war ihnen wohler. Sie folgten der netten Frau zu einem Lift und rauschten ab in die Höhe. Glenda erkundigte sich nach dem Flug, über den die beiden nicht klagen konnten. Bevor sie das Büro betraten, hatte Peter Knäpper noch eine Frage. »Ist dieser Inspektor Suko denn informiert?«

»Er und Mr. Sinclair arbeiten fast immer zusammen. Sie können ihm voll und ganz vertrauen. Bitte sehr.« Glenda stieß die Tür zum Vorzimmer auf und ließ die beiden eintreten.

Aus dem Nebenraum kam ein Chinese.

Suko mußte lachen, als er die erstaunten Blicke sah. »Ich bin tatsächlich aus China«, sagte er. »Das haben Sie bestimmt gedacht - oder?«

»So ähnlich«, gab Peter Knäpper mit hochrotem Kopf zu.

»Na, dann kommen Sie mal mit. Möchten Sie etwas trinken?«

Beide entschieden sich für Saft.

»Ich bringe ihn sofort«, sagte Glenda, die zuschaute, wie Suko die Tür hinter sich ins Schloß zog.

Der Inspektor hatte hinter seinem Schreibtisch Platz genommen, die Knäppers auf den Besucherstühlen. Suko nickte Timo zu. »Wir kennen uns bereits vom Telefon.«

»Ja.«

»Dann hast du die Stimmen gehört?«

»Richtig.«

Suko deutete auf die schmale Tasche. »Und die Bänder hast du sicherlich mitgebracht?«

Timo nickte.

»Dann wollen wir sie doch mal abspielen lassen«, schlug Suko vor, wartete aber noch damit, weil Glenda kam und den Saft brachte. Nachdem die ersten Schlucke genommen worden waren, öffnete Timo die Tasche und holte die Bänder hervor.

Es waren zwei.

Suko hatte mittlerweile den Recorder bereitgestellt. »Es geht zwar nur John Sinclair etwas an, aber der ist dienstlich verhindert. Wir beide bilden praktisch ein Team.«

»Das sagte man uns.«

»Herr Knäpper, ich möchte Sie noch fragen, ob Sie nach dem Anruf Ihres Sohnes wieder Stimmen vernommen haben?«

»Ich nicht, Inspektor. Mein Sohn.«

»Du also?«

»Ja. Das war immer komischer.«

Suko lächelte. »Dann wird es am besten sein, wenn du uns das Band mal vorspielst.«

»Mach' ich, Sir.«

Da Suko recht gut deutsch sprach, gab es hinsichtlich der Verständigung keine Probleme. Timo Knäpper durfte das Band selbst in den Recorder einlegen. Er ließ es zurücklaufen, nickte Suko zu, der den Recorder auf die normale Geschwindigkeit stellte.

»Das waren die letzten Aufnahmen«, sagte Timo. »Aus der vergangenen Nacht. Die anderen habe ich vorher gehört, aber die letzten sind wohl am besten.«

Suko nickte lächelnd. Sie mußten warten. Zunächst vernahmen sie nur das Rauschen, irgendwann die Stimme des Jungen, der rief: »Melde dich doch. Melde dich! Du kannst uns nicht im Stich lassen. Du mußt dich melden, Geist…«

Der Geist blieb stumm.

Andere Geräusche erklangen. Ein leichtes Hüsteln, das Scharren mit dem Fuß über einen Teppich.

»Gleich kommt es«, sagte Timo.

Noch einmal war seine Stimme zu vernehmen. Fragend und auch leise. »Seid ihr es jetzt?«

»Vorsicht!« hörten sie ein etwas rauh klingendes Organ. »Vorsicht, eine Falle… Baphometh… Der Verräter Saunders, er heißt Sauniere. Er will den Dunklen Gral. Das Schwert… wenn er es hat, wird er gegen Garinga kämpfen müssen. Er hat den Fluch gelöscht, er hat ihn gelöscht. Meine Güte, es ist fast zu spät… Baphometh… John… John Sinclair…«

Stille.

Die drei Menschen saßen angespannt auf ihren Stühlen. Mit Sukos Gesicht war eine Veränderung vorgegangen. Nicht nur, weil auf ihm eine Gänsehaut lag, es hatte auch sehr harte Züge angenommen und zeigte etwas von der inneren Spannung, die den Inspektor gefangen hielt. Was er vor einigen Sekunden vernommen hatte, das war keine Täuschung oder leeres Gewäsch gewesen, sondern knallharte und dämonische Tatsachen, denn Suko wußte genau, weshalb John Sinclair nach Garway unterwegs war. Er wollte dort einen Mann namens Saunders treffen, von dem Abbé Bloch in seinem Schreiben berichtet hatte.

Das Band lief weiter. Timo Knäppers Stimme war zu hören. Er fragte noch einige Male nach, doch eine Antwort bekam er nicht.

»Das war es, Inspektor«, sagte Peter Knäpper.

Suko nickte. Timo schaltete das Gerät aus. Erst das dabei entstehende Geräusch schien den Inspektor aus seiner Starre zu erwecken. Er schaute Timo an.

»Bitte, ich möchte das Band noch einmal hören.«

»Natürlich.«

Schnell war zurückgespult, dann vernahmen sie wieder die Stimme des Geistes.

Diesmal hörte Suko noch konzentrierter zu. Die Knäppers störten ihn auch nicht mit Fragen. Erst als das Band abgelaufen war, atmete der Inspektor tief aus, erhob sich und ging zum Fenster, durch dessen Scheibe er starrte.

Eine Minute verstrich. Nur das Atmen der drei Menschen war zu hören. Dann drehte Suko sich um.

Mit seiner Frage wandte er sich an den Vater und den Sohn.

»Sie haben die Stimme beide nicht erkannt - oder?«

»Nein«, erwiderte Peter, und Timo schüttelte den Kopf.

»John Sinclair ist heute nach Garway gefahren«, sagte Suko mehr zu sich selbst. »Ihm galt ja die Warnung. Sie ist leider etwas spät gekommen, aber die Stimme«, sinnierte Suko, »ich habe sie schon einmal gehört.« Er blickte den Vater an. »Haben Sie herausfinden können, ob ein Mann oder eine Frau gesprochen hat?«

»Das habe ich nicht, Inspektor. Sie hörte sich irgendwie neutral an.«

»Ja, das ist richtig. Sie könnte sowohl einem Mann als auch einer Frau gehört haben.«

»Bestimmt.«

»Wobei ich eher zu einer Frauenstimme tendiere«, sagte Suko. »Und ich glaube auch, sie zu kennen.«

»Wer ist es denn?« fragte Timo.

Suko lächelte vor seiner Erwiderung. »Der Name wird dir nicht viel sagen, mir aber um so mehr. Es handelt sich um eine Verstorbene, die

sich aus dem Geisterreich gemeldet hat und die zu Lebzeiten zu unseren Freunden gehört. Die Frau war eine Wahrsagerin und auch noch mehr. Sie hieß Tanith…«

***

Timo und sein Vater blickten sich an, um gleichzeitig die Köpfe zu schütteln. Mit diesem Namen konnte keiner von ihnen etwas beginnen. Den hatten sie noch nie gehört.

»Sie war eine Französin«, sprach Suko sehr leise weiter. »Aber kein weiblicher Scharlatan. Durch ihre Kugel hatte sie tatsächlich den Kontakt zum Jenseits herstellen können. Sie hat in der Kugel vieles gelesen, was uns verschlossen blieb. Sie sah in Welten und Reiche, bis jemand kam und sie umbrachte.«

»Was ist mit der Kugel geschehen?« erkundigte sich Peter Knäpper.

»Die hat mein Freund John Sinclair übernommen. Sie steht in seiner Wohnung.«

Knäpper wußte nicht so recht, was er sagen sollte. Mit einer etwas hilflos wirkenden Geste hob er die Schultern. »Wenn wir Ihnen helfen können, Inspektor…«

»Nein, das können Sie nicht. Siè haben mir schon sehr viel geholfen. Besonders Ihr Sohn, daß er überhaupt Nachforschungen angestellt hat in dieser Richtung.«

Timo bekam einen roten Kopf und wirkte dabei sehr verlegen, als er gelobt wurde. »Ich… ich konnte auch nichts dafür, wirklich nicht. Ich habe nur eines Nachts festgestellt, daß da besondere Stimmen im Radio zu hören waren. Anfangs habe ich mich erschreckt, mich später damit abgefunden, dann bin ich auch neugierig geworden und konnte sogar mit den Stimmen sprechen.«

»Mich wundert nur«, sagte Peter Knäpper, »daß die verstorbene Person ausgerechnet mit meinem Sohn den entsprechenden Kontakt aufgenommen hat. Ist das ein Zufall gewesen?«

»Möglich. Vielleicht auch ein gesteuerter Zufall.«

»Das verstehe ich nicht, Inspektor.«

»Tanith mußte irgendwen erreichen. Um dies überhaupt zu ermöglichen, müssen verschiedene Faktoren zusammentreffen. Das muß die Schwingung entsprechend sein, und das ist ja bei diesen Jenseitsstimmen der Fall gewesen. Daß es Ihr Sohn war, den es traf, möchte ich als Zufall bezeichnen. Er ist nicht der einzige Mensch auf der Welt, der nach Stimmen aus dem Jenseits horcht.«

Peter Knäpper nickte. »Ich hörte mal in einer Radiosendung, daß es so etwas gibt, aber daß es uns treffen könnte, damit hätte ich nie gerechnet.«

»Die andere Seite geht oft ungewöhnliche Wege.«

»Und Sie nehmen die Warnung ernst, Inspektor?«

»Selbstverständlich. Mein Freund und Kollege John Sinclair ermittelt deswegen in einem Ort namens Garway. Nur habe ich bis vor wenigen Minuten nicht gewußt, daß er in eine Falle gelockt wurde. Deshalb bin ich Ihnen sehr dankbar, daß sie extra nach London kamen und uns das Band vorspielten.«

Herr Knäpper hob die Schultern. »Eigentlich wollten wir nicht, aber mein Sohn hat mich bekniet.«

Suko lächelte. »Das gehört wohl zu den Zufällen im Leben, die man einem nicht glaubt, die aber so selten gar nicht sind, meine ich. Bleiben Sie länger hier in der Stadt?«

»Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Doch, Vati, wir bleiben noch.«

»Sollte der Fall gut ausgehen, werden wir sicherlich noch einen Zug durch London machen. Mich müssen Sie bitte jetzt entschuldigen. Ich habe es jetzt mehr als eilig.«

»Ja, das ist verständlich.«

Suko bedankte sich bei den beiden Knäppers noch einmal mit einem kräftigen Händedruck, sagte Glenda Bescheid und gab Vater und Sohn in ihre Obhut.

Sein Weg aber führte ihn zu Sir James. Die Kassette und den Recorder nahm er mit.

Daß er Sir James aus einer Besprechung holte, daran störte er sich nicht. In dringenden Fällen hatte Suko das Recht und die Pflicht dazu. Er wartete im Büro des Superintendenten.

»Was ist denn los, Suko?«

»Es geht um John.«

»Hängt es mit dem letzten Fall zusammen?« Sir James folgerte sehr rasch.

»Ja, es war eine Falle.« Suko hatte die Kassette bereits eingelegt und ließ sie ablaufen.

Er und der Superintendent hörten noch einmal aufmerksam zu. Die Gesichtszüge beider Männer wirkten wie Masken. Sir James saß sogar mit geballten Händen da.

»Möchten Sie das Band noch einmal hören?« fragte Suko.

»Nein, es reicht mir.«

»Gut.«

»Sind Sie sicher, daß es Tanith war, die dort aus dem Jenseits gesprochen hat?«

»Fast hundertprozentig.«

»Wann fahren Sie nach Garway, Suko?«

»So rasch wie möglich.«

»Wie?«

»Ich könnte den Wagen nehmen und…«

»Oder ein Flugzeug. Wo in der Nähe existiert dort ein Flughafen?«

Suko überlegte kurz. »Das müßte Gloucester sein. Andererseits könnte ich die Strecke bis zum Abend noch mit dem Wagen geschafft haben, wenn ich einen schnellen bekäme und der Yard die Strafzettel bezahlt.«

»An wen oder was dachten Sie?«

»An Bill Conollys Porsche.«

»Wollen Sie Mr. Conolly mitnehmen?«

»Ich glaube nicht, daß sich dies vermeiden läßt, wenn Bill von dem Fall erfährt.«

»Sie müssen es wissen. Aber treffen Sie Ihre Entscheidung bitte sehr schnell.«

»Die habe ich schon getroffen.«

Der Superintendent deutete auf das Telefon. »Bitte, rufen Sie Mr. Conolly an.«

Nichts, was Suko lieber getan hätte. Als Bill hörte, worum es ging, war er sofort Feuer und Flamme.

Er versprach zu fliegen. Suko fragte nach Sheila.

»Die wird schon zustimmen. Schließlich geht es um den Patenonkel meines Sohnes. Also, ich bin schon unterwegs. Wo soll ich hinkommen?«

»Zu mir in die Wohnung. Ich möchte noch etwas mitnehmen.«

»Was denn?«

»Einige Kleinigkeiten«, erwiderte Suko, die möglicherweise nützlich werden können.

»Dann bis gleich.«

Sir James hatte noch eine Frage. »Kümmert man sich um die Besucher aus Deutschland?«

»Ja, Miß Perkins leitete das in die Wege.«

»Dann bin ich zufrieden.« Sir James reichte dem Inspektor zum Abschied die Hand. »Machen Sie es gut, Suko. Hauen Sie John raus, wie man immer sagt. Versuchen Sie alles und vergessen Sie nie, daß es diesmal um den Dunklen Gral geht.«

»Das werde ich schon behalten, Sir. Darauf können Sie sich verlassen.«

***

Es gibt Situationen, wo man sich gelinkt oder geleimt fühlt. So erging es mir in diesem Augenblick, als ich daran dachte, daß ich für Baphometh den Weg freischaufeln sollte, damit er an den Dunklen Gral herankommen konnte.

Die beiden hatten mich allein gelassen. Garinga war verschwunden, als ich das Schwert aus ihm herausgezogen hatte, und ich fragte mich, wie ich es schaffen sollte, daß er sich wieder materialisierte.

Zunächst mußte ich mich einfach auf das Naheliegende konzentrieren. Das war einfach das Schwert des Gottfried von Bouillon. Ich hatte schon zahlreiche Schwerter in den Händen gehalten und auch damit gekämpft. Manche von ihnen waren besondere Waffen gewesen. Dabei brauchte ich nur an Tokatas Todesschwert zu denken oder an Desteros Klinge, der einmal der Dämonenhenker gewesen war. Aber auch das goldene Schwert der Kara hatte ich schon in den Händen gehalten. Mit dieser Waffe jedoch war keine der Klingen zu vergleichen.

Schon von der Größe her war sie etwas Besonderes. Um sie zu schwingen, mußte ich fast übermenschliche Kräfte aufbringen. Ich startete einen Versuch.

Die Leuchte gab mir genügend Licht, um mich umschauen und zurechtfinden zu können.

Den nötigen Platz besaß ich, auch die entsprechende Kraft, denn ich bekam das Schwert vom Boden hoch. Dann wurde es schon kritisch. Um es in eine Kampfhaltung zu bringen, mußte ich es regelrecht hochhebeln. Mit viel Mühe bekam ich die Klinge so hoch, daß sich ihr Ende ungefähr parallel mit meinem Kopf befand, das war schon alles. Als ich mich drehte, riß mich die Fliehkraft fast von den Beinen.

Ich prallte bis gegen die Wand des Stollens und blieb dort stehen. Schon jetzt mußte ich mich ausruhen. Alles weitere würde verdammt heiter werden.

Nach dieser »Tat« lehnte ich das Schwert hochkant gegen die Wand und schaute mich mit Hilfe der Lampe in meinem unterirdischen Reich einmal um.

Warum, zum Henker, sollte ich nicht das fertigkriegen, was auch Siegfrid geschafft hatte? Ihm war es gelungen, den Drachen zu besiegen, aber seine Kräfte waren auch größer gewesen als meine.

Wenn ich Garinga nur mit dem Schwert Gottfried von Bouillons vernichten konnte, dann gute Nacht.

Das Ausleuchten in beide Richtungen brachte nicht viel. Ich stellte nur mehr fest, daß ich rechts von mir nicht weiterkam. Da fiel der Lichtkreis auf eine Wand oder Mauer. Ich lief trotzdem hin und prüfte die Stärke, indem ich mit der Faust einige Male dagegenhieb, ohne allerdings einen Erfolg zu erreichen.

Nichts bröckelte ab, nichts fiel zusammen. Die Mauer blieb so fest und widerstandsfähig, wie sie schon immer gewesen war.

Dieser Teil der Kirche mußte zu den frühgotischen Ruinen gehören. Die Templer hatten ihre Kirche damals daraufgesetzt. Was war der Grund? War die alte Kirche möglicherweise verdammt durch die Existenz des Dämons Garinga? Hatte er in diesem Areal sein finsteres Regiment geführt? Falls ich ihn jemals traf, würde ich ihm auch die entsprechende Frage stellen, das war sicher.

Neben dem Schwert blieb ich stehen. Es fiel mir zwar schwer, aber ich mußte es mitnehmen, auch wenn ich es kaum tragen konnte. Dafür konnte ich es an den beiden Griffhälften packen und hinter mir herschleifen. Das ging auch.

Wie es dann weiterlief, wenn ich auf Garinga traf, mußten die Ereignisse ergeben.

Ich schaffte es, das Schwert auch an einer Hand, der Rechten, hinter mir herzuschleifen. Das Geräusch, mit dem die Klingenspitze über den stellenweise steinigen Boden kratzte, begleitete mich auf dem Weg in die Tiefe des Stollens hinein.

Wie lang er war und wo er endete, das stand alles in den Sternen. Irgendwann würde sich Garinga einmal zeigen.

Leider konnte *er* den Zeitpunkt bestimmen, nicht ich.

Wenn dieser Tunnel tatsächlich aus altgotischer Zeit stammte, war er noch gut erhalten. Seine Erbauer hatten den sich über mir wölbenden Rundbogengang kunstvoll durch Steine abgestützt.

Feuchtigkeit lag wie ein Film auf den Wänden. An vielen Stellen schimmerte er weißgrün wie ein dicker Schimmel.

Zwischen Wand und Weg wuchsen auch weiße Kappen aus dem Boden. Es waren Pilze.

Tiere sah ich nicht. Weder Ratten noch Mäuse. Höchstens einige Käfer, die sich durch das Licht meiner Lampe gestört fühlten und schleunigst Reißaus nahmen.

Obwohl das Schwert eine, Stütze besaß, kam es mir immer schwerer vor. Auch waren meine Handflächen schweißfeucht geworden, das Metall rutschte hindurch.

Dann erschienen die ersten Quergänge. Kurze Stollen nur, nie länger als drei Yards. Sie endeten ebenfalls an alten, gemauerten Wänden. Ein Stollen an der linken Seite wurde von einer Holztür verschlossen. Irgend jemand hatte sie einbrechen wollen und es fast geschafft. Von der Tür hingen Fragmente im Rahmen. Ich lehnte das Schwert an die Wand und betrat den Seitenstollen.

Der Lampenstrahl glitt durch die zerstörte Tür. Er tastete sich über den Boden bis zu einer altarmäßigen Erhebung. Die Platte war ziemlich breit, einige Gegenstände fanden darauf ihre Plätze, unter anderem auch ein bleicher, mit Spinnweben überzogener Totenschädel.

Jetzt wurde es interessant.

Ich näherte mich mit vorsichtigen Schritten dem neuen Ziel. Der Schädel lag nicht allein. Erst jetzt erkannte ich Knochenstücke. Grauweißes Gebein, das jemand zertrümmert haben mußte, in einem regelrechten Anfall von Wut, denn die Knochen lagen nicht allein auf dem alten Altartisch, sie hatten sich auch auf dem Boden um ihn herum verteilt. Auch ich umrundete den Altar, leuchtete dabei die

Platte an und entdeckte, als ich die Spinnweben- und Staubschicht zur Seite gewischt und geblasen hatte, einen lateinischen Spruch, der übersetzt lautete:

»Der Tod ist da, um überwunden zu werden…«

Ich hatte mir den Satz halblaut vorgelesen, konnte momentan nichts damit anfangen.

Er mußte aber irgendwo einzuordnen sein. Er paßte sogar in die christliche Mythologie.

Für wen war er geschrieben worden? Oder wer hatte ihn geschrieben? War es vielleicht Garinga gewesen. Hatte er es geschafft, den Tod zu überwinden? Wenn ja, dann mußten ihm die Knochen gehören, die sich auf und neben dem Altar verteilten.

Aber Garinga hatte anders ausgesehen. Nur ein Gesicht mit erstarrtem Flammenhaar.

Er konnte es also nicht sein. Wem aber hatte sonst die Knochenklaue auf dem Schwertgriff gehört?

»Der Tod ist da, um überwunden zu werden«, wiederholte ich leise. Der Spruch stimmte. Traf er auch direkt auf Garinga zu? Hatte er den Tod nicht nur einmal, sondern zwei- oder dreimal überwunden?

Ich wollte nach weiteren Spuren suchen, wurde jedoch von einem anderen Ereignis abgehalten. Die Knochen fingen an, sich zu verändern. Ihre Form behielten sie. Als wäre ein Maler mit einem unsichtbaren Pinsel gekommen, so nahmen sie plötzlich eine Farbe an. Das Bleiche an ihnen verschwand. Von innen her begannen sie zu leuchten. Ein auf mich unheimlich wirkendes Strahlen. In der Farbe mit einem Grüngelb zu vergleichen. Gespenstisch, fluoreszierend, ein zitterndes Licht.

Was oder wer auch immer diesen magischen Vorgang in Bewegung gesetzt haben mochte, ich tat nichts, um ihn zu stoppen.

Die Klauen, der Schädel, die Arm- und Beinknochen, sie alle hatten das Leuchten angenommen und behielten das Licht für sich wie in einem Gefängnis. Kein Knochen strahlte nach außen hin ab.

Dafür bewegten sie sich.

Zuerst der Schädel. Er rollte von einer Seite auf die andere, schabte über die Platte und verursachte dabei kratzende Geräusche. Gleichzeitig zuckten auch die auf dem Boden liegenden Gebeine, um sich einen Moment später aufrecht hinzustellen.

Dabei blieb es nicht.

Sekunden später befanden sich sämtliche Knochenteile in Bewegung. Die zerhämmerten, die kürzeren, die längeren, sie alle schwebten aufeinander zu, berührten sich und trafen zusammen wie die Teile eines Puzzles, das von einer starken Hand gelenkt wurde.

Es war einfach unwahrscheinlich.

Aus den Resten bildete sich etwas zurück. Ein großes Skelett, das

mich noch überragte.

Garinga hatte den Tod besiegt. Nicht nur in der Theorie, hier wurde es mir in der Praxis vorgeführt, und ich konnte nichts anderes tun, als nur noch staunen.

Noch immer fügten sich die Teile zusammen. Wenn sie sich berührten, entstanden klackende Laute.

Es fehlten nur mehr der Schädel und der linke Arm.

Der Knochenkopf schwebte noch eine Handbreite über dem Torso. Er sah wie geschnitzt aus. Obwohl er keine Augen besaß, kam es mir so vor, als beobachtete er den Vorgang und wartete darauf, bis sich auch der letzte Arm an den Körper geklemmt hatte.

Mein Beuteschwert hatte ich zurückgelassen. Hätte ich es bei mir getragen, ich hätte es möglicherweise versucht. So ließ ich das Skelett in Ruhe und wartete auch, bis sich der Knochenschädel langsam auf den Torso niedersenkte.

Das geschah in einem Zeitlupentempo. Sehr vorsichtig berührte er den Körper. Wie eine Kugel, die Angst davor hatte, von den Schultern herabzurollen.

Das Skelett war fertig!

Ich schaute es an. Es wandte mir sein Profil zu. Eine haut- und fleischlose Gestalt. Wo sich einmal die Nase befunden hatte, sah ich jetzt nur noch ein Loch. Das gleiche war mit den Augen und dem Mund geschehen.

Noch stand es unbeweglich. Es kümmerte sich auch nicht um mich, aber das Leuchten war geblieben. Es mußte die in ihm wohnende Energie sein, die es Möglicherweise antrieb.

Es begann mit einem Ruck.

Fast hätte sich der Schädel noch einmal gelöst. Aber nur fast, denn einen Moment später schwang der Knöcherne rudernd seine Arme und im gleichen Rhythmus auch die Beine.

Dann ging es los.

Steif, mechanisch wirkend, mit den Schritten einer Puppe. Wenn die knöchernen Füße den Boden berührten, hinterließen sie auf den Steinen ein klapperndes Echo.

Ebenso schlugen auch die Knochen gegeneinander. Ich brauchte es nicht zu sehen, ich konnte es hören. Für mich gab es keinen Zweifel mehr, daß es sich bei diesem Knochenmann um Garinga handelte, der, von seinem Fluch befreit, den Tod abermals überwunden hatte.

Er nahm den gleichen Weg, den ich gekommen war. Mit zackigen Bewegungen stieg er über die Trümmer der Tür. Unter seinen Knochenfüßen splitterten die Holzteile. Er schabte auch an der Gangwand entlang, ohne daß es ihm etwas tat. Kein Knochen fiel ab. Wie frischgeleimt waren sie wieder zusammengewachsen.

Garinga tauchte in den Hauptgang ein. Ich war ihm gefolgt, rechnete

auch damit, daß er das Schwert an sich nehmen würde, aber er passierte es, ohne die Waffe auch nur mit einem Blick zu würdigen.

Das wollte mir nicht in den Kopf. Ich dachte dann einen Schritt weiter. Möglicherweise hatte Garinga eine andere Aufgabe zugeteilt bekommen, als nach dem Schwert zu greifen, das ich jedoch an mich nahm.

Wieder hatte ich Mühe, es zur Seite zu schwingen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als es mit einer Hand zu fassen und hinter mir herzuschleifen.

So nahm ich die Verfolgung des Knöchernen auf.

Er war in der Dunkelheit gut zu sehen. Wie gezeichnet hob sich sein grüngelb schimmernder Skelettkörper innerhalb des dunklen Stollens ab. Ich verzichtete auf meine Lampe und sparte Batterieenergie. Garinga würde mich schon an das Ziel bringen.

Während der Verfolgung rief ich mir, den ungefähren Grundriß der Templer-Kirche ins Gedächtnis zurück und rechnete dann nach, wo ich mich ungefähr befand.

Nicht unter dem Turm. Wir waren in die andere Richtung gelaufen und hatten sicherlich die Grenze der Kirche schon erreicht. Man konnte sie als relativ klein bezeichnen. Die altgotische Kirche, die hier einmal gestanden hatte, war sicherlich größer gewesen. Möglicherweise hatte es sich dabei sogar um ein Kloster gehandelt, in dem Platz für zahlreiche Mönche gewesen war.

Ich richtete mich innerlich darauf ein, irgendwann in einem wahren Labyrinth von Gängen und Tunnels zu landen.

Noch lief das Skelett geradeaus. Mittlerweile hatte ich mich an seine eckigen Bewegungen gewöhnt.

Oft sah es so aus, als würde er zu Boden fallen und liegenbleiben, doch es schaukelte sich stets zurecht und fand sein Gleichgewicht wieder.

Noch etwas hatte sich verändert. Es war der Geruch. Natürlich roch es hier unten feucht und schimmlig, aber in den letzten Sekunden war noch eine andere Komponente hinzugekommen.

Es stank nach Moder.

Nach verfaultem Fleisch, nach Tod und Vergänglichkeit, als lägen zahlreiche Leichen in der Nähe.

Ich war auf der Hut, rechnete sogar mit Zombies und deren Angriff, denn auch sie gaben oft genug diesen widerlichen Gestank ab. Wieder nahm ich die Lampe zu Hilfe, der Gestank hatte mich einfach zu sehr gestört. Ich leuchtete rechts und links die Gangwand ab auf der Suche nach irgendwelchen Nischen, fand allerdings kein Versteck, in dem sich ein lebender Toter hätte verbergen können.

Dafür ging das Skelett nicht mehr weiter. Ohne daß ich den Grund dafür entdeckt hatte, war es stehengeblieben. Ich streckte den rechten

Arm aus und strahlte in die Richtung des Knöchernen, wo ich erkannte, daß der Stollen ein Ende hatte.

Er mündete in einen Saal oder Raum, der eine runde Form zeigte. In der Mitte hatte der Knöcherne angehalten.

Was wollte Garinga dort?

Eine Antwort auf die Frage bekam ich sehr bald, als ich mich dem Skelett soweit genähert hatte, daß ich seine unmittelbare Umgebung absuchen konnte.

Jetzt wußte ich, weshalb Garinga stehengeblieben war. Er hielt sich inmitten alter Leichen auf, die ihn, auf Stühlen sitzend, umkreist hatten.

Noch nie zuvor hatte ich eine schaurige Grabstätte gesehen…

Bill Conolly machte es Spaß, seinem Porsche mal wieder richtig Stoff geben zu können. Wo es der Verkehr erlaubte, überschritt er auch die festgelegte Höchstgeschwindigkeit. Dies war ein Notfall, und für eventuelle Strafen kam Scotland Yard auf.

Der Reporter und Suko jagten in den schwülheißen Nachmittag hinein. Je länger sie fuhren, um so stärker veränderte sich die Luft. Sie wurde drückend. Die am Himmel stehende Sonne wirkte manchmal wie ein verwaschenes Auge. Es roch nach einem Gewitter, das sich wahrscheinlich erst in der Nacht entladen würde.

Die Industriegebiete lagen längst hinter ihnen. Sie gerieten nach einer fast dreistündigen Fahrt in die Nähe der Provinz Herefordshire, wo auch Garway liegt.

Suko schaute auf der Karte nach. Bill hatte das Schiebedach einen Spalt geöffnet. Der Wind pfiff in den Wagen, ohne das es Durchzug gab. An das heulende Geräusch hatten sich die beiden Männer gewöhnt. Sie waren sehr still. Bill mußte sich konzentrieren, und Suko hing seinen Gedanken nach, die sich um die Templer drehten.

Er war froh, den Reporter an seiner Seite zu wissen. In den folgenden Stunden würde es ums Ganze gehen. Das Sinclair-Team war dabei, einen Vorhang abzureißen, der bisher ein bestimmtes Geheimnis umgeben hatte. Ein Geheimnis, das an den Grundkräften rütteln konnte. Der Dunkle Gral war nicht nur irgend etwas. Unter der Bezeichnung Gral hatte er die Jahrhunderte durchwandert und die Ansichten der Menschen gespalten.

Von der einen Seite abgelehnt und verdammt, von der anderen hochgelobt. Wer recht hatte, wußte Suko noch nicht. Er hoffte nur, das Rätsel in den folgenden Stunden lösen zu können.

Daß sich John Sinclair in eine Falle hatte locken lassen, gefiel ihm überhaupt nicht. Er wunderte sich auch darüber, daß der Abbé den Geisterjäger nicht gewarnt hatte. War Bloch vielleicht selbst überrascht worden?

»Woran denkst du?« fragte Bill.

Suko winkte ab. »An vieles.«
»Und vor allen Dingen?«
»Mir ist gerade Tanith wieder eingefallen. Wie hat sie sich eingemischt, Bill?«
Der Reporter lächelte und schaltete herunter. »Frag lieber, was sie mit den Templern zu tun hat?«
»Nichts.«
»Das denkst du, Suko.«
»Ich weiß es nicht.« Der Inspektor hob die Schultern und schaute nach draußen. Die Gegend war längst nicht mehr so flach. Unter der dunstig erscheinenden Sonne standen Hügelketten wie Buckel von großen Tieren. Wiesen und Weiden sahen aus wie grüne Teppiche. Wilde Blumen blühten am Rand der Straße und schauten mit ihren bunten Köpfen aus den Gräben. Sie verbreiteten manchmal einen betörenden Duft, der auch in den Wagen wehte.
Natürlich besaß der Porsche eine Klimaanlage. Bill hatte sie trotzdem nicht eingeschaltet. Hätte Sheila neben ihm gesessen, wäre es etwas anderes gewesen, er kam auch mit den normalen Temperaturen zurecht.
Bei Rosson-Wye hatten sie den Motorway verlassen. Die Namen der Städte bekamen einen walisischen Klang. Die Grenze zu Wales lag zum Greifen nahe.
Sie mußten nördlich fahren, auf Hereford zu, passierten die Stadt und hatten es nicht mehr weit.
Suko spielte jetzt den Führer. Über jedes Hinweisschild ließ er seinen Blick streifen. Die Berge waren näher gerückt. Sie wirkten wie dunstige, blaugraue Schatten.
Über ihnen ballten sich bereits graue Inseln zusammen. Wolkenformationen, deren Energie sich bestimmt irgendwann in der nächsten Zeit entladen würden.
An einer Kreuzung fuhr Bill rechts an. Die breiten Reifen schmatzten über den weich gewordenen Asphalt. Radfahrer kamen ihnen entgegen. Der Porsche stob vorbei. Sie rollten jetzt direkt auf Garway zu, dieser kleinen Stadt, die an sich in der Landschaft unterging und von kaum einem Menschen gekannt wurde, die jedoch eine Templer-Kirche besaß und wahrscheinlich ein großes Geheimnis hütete.
Erste Häuser erschienen. Sie wirkten gepflegt. An den Fensterbänken und Balkonen schauten bunte Blumen aus den Kästen, als wollten sie jeden Fremden grüßen.
Bill war langsamer gefahren. »Ein nettes Örtchen«, sagte er nickend.
»Und nicht viel Verkehr.«
Da hatte Suko recht. Ihnen kam kaum ein Wagen entgegen. An der linken Seite sah Bill eine Tankstelle. Das Schild mit der Aufschrift »open« stach ihnen ins Auge.

»Pause«, sagte der Reporter und lenkte den Porsche vor eine der Zapfsäulen.

Selbsttanken konnte er hier nicht. Als die beiden ausstiegen, öffnete ein junger Bursche die Tür seines Kassenladens. Der Mann trug nur einen grauen Kittel über der kurzen Hose.

»Volltanken?« fragte er und hielt schon den Zapfschlauch in seiner ölverschmierten Hand.

»Ja, fast.«

»Ich weiß, wegen der Hitze.«

»Sicher.«

Suko vertrat sich die Beine. Er schaute in den Ort hinein, während Bill neben dem Tankwart stehengeblieben war und diesen in ein Gespräch verwickelte.

»Hier ist auch nichts los - oder?«

»No, Mister. In Garway liegt der Hund begraben.«

»Dabei haben Sie eine so bekannte Kirche.«

Der Tankwart lachte. »Bekannte Kirche? Wir haben mehrere. Aber daß eine von ihnen bekannt sein soll…« Er hob die Schultern. »Wo kommen Sie her, Mister?«

»Aus London.«

Der Tankwart zog die Augenbrauen zusammen. »Und dann kennen Sie unsere Kirchen? Das ist fürwahr verwunderlich.«

Bill hob eine Hand. »Moment, Meister, ich habe nicht von Kirchen gesprochen. Ich meine eine bestimmte. Diese Templer-Kirche.«

Der junge Mann ging einen Schritt zurück. Sein Blick wurde mißtrauisch. »Dieses alte Gemäuer? Was interessiert Sie daran?«

Bill versuchte harmlos auszusehen. Er deutete auf Suko. »Wir sind Historiker und beschäftigen uns auch mit Kirchengeschichte. Mein Kollege ist aus Asien gekommen, um hier in England historische Stätten zu besichtigen. Wir haben in einem Buch von der alten Kirche gelesen, die in Garway stehen soll.«

»Das stimmt auch.«

»Wunderbar!« Bill lachte.

Der Tankwart winkte ab. »So wunderbar ist das gar nicht. Man geht einfach nicht in diese Kirche.«

»Daß dort keine Messen abgehalten werden, ist mir schon klar«, sagte der Reporter. »Wir wollen auch nur…«

»Ich kann Ihnen auch nicht helfen.« Der Tankwart schaute auf die Geldanzeige und nannte die Summe.

Bill ließ sich nicht beirren. »Spukt es dort vielleicht?«

»Ich bekomme elf Pfund, Mister.«

»Können Sie uns wenigstens den Weg sagen, den wir nehmen müssen?«

»Fragen Sie im Ort nach.«

»Ist man dort aufgeschlossener?«
»Glaube ich kaum.«
»Ein Tip nur, junger Mann, und Sie können mir auf fünfzehn Pfund herausgeben.«
Der Tankwart überlegte. Dann hob er die Schultern. »Wie Sie wollen, es ist Ihr Job. Fragen Sie nach einem Mr. Saunders. Der wird Ihnen helfen können.«
»Weshalb gerade er?«
»Weiß ich auch nicht. Er kennt sich aber aus.« Der junge Mann verschwand mit der Geldnote in seinem kleinen Bau, um zu wechseln.
Bill drehte sich zu Suko hin. »Na, hast du alles gehört?«
»Natürlich.«
»Und was sagst du?«
»Saunders. Das ist der Kerl, mit dem auch John Sinclair verabredet war.«
»Ja, der Kreis scheint sich zu schließen. Jedenfalls werden wir uns nicht überraschen lassen.«
Der Tankwart kam zurück. Sein Gesicht zeigte einen verschlossenen Ausdruck. »Hier sind die fünf Pfund.«
»Danke.« Bill klopfte dem Mann auf die Schultern. »Wir werden niemandem sagen, daß Sie uns geholfen haben.«
»Das möchte ich mir auch ausgebeten haben. Wenn ich Ihnen noch einen Rat geben darf. Fahren Sie wieder zurück. Lassen Sie die Templer-Kirche in Ruhe. Kümmern Sie sich nicht um die Toten, es ist besser für Sie, für uns alle.«
»Welche Toten?«
»Die auf dem Friedhof vor der Kirche begraben liegen. Und das schon seit Hunderten von Jahren. Sie wollen und sollen ihre Ruhe haben. Richten auch Sie sich danach.«
»Das war deutlich genug«, sagte Suko, als er die Tür zuschlug. »Eine Warnung.«
Bill nickte. »Aber nichts Konkretes. Das wiederum ärgert mich irgendwie.«
»Auf zu Saunders.«
»Falls wir ihn finden.«
Der Porsche startete röhrend. Dabei wehte der Klang des Auspuffs über die Straße.
Garway empfing sie zu einer Zeit, wo bereits die Geschäfte schlossen. Die Stadt lag wie unter einer dicken Glocke aus Dunst begraben. Zwischen den Häusern stand die Schwüle wie eine Wand. Man sah es den Menschen direkt an, daß sie auf ein Gewitter warteten.
Bill ließ den Wagen bis ins Zentrum rollen, wo sich ein Marktplatz ähnlich einem Innenhof ausdehnte. An einer Seite befand sich eine mit Efeu und anderen Ranken bewachsene Mauer.

Dort stellte Bill den Porsche ab. Die beiden Freunde stiegen aus und schauten sich um.

»Sieht recht idyllisch aus«, sagte der Reporter und deutete auf die Fassaden der alten Häuser.

»Man kann sich auch täuschen.«

»Sicher.«

Die Menschen betrachteten sie mit scheuen, auch etwas mißtrauischen Blicken. Fremde war man in Garway wohl nicht gewohnt. Nicht ein Windzug fuhr gegen ihre Gesichter. Da sie wegen ihrer Waffen noch Jacketts trugen, waren sie schon sehr bald in Schweiß gebadet.

Ihr Ziel war eine normale Kirche. Der Turm überragte alle Häuser im Ort. Sie wollten beim Pfarrer nachfragen, ob er mehr über die Templer-Kirche und einen Mann namens Saunders wußte.

Der Weg war nicht zu verfehlen. Sie schritten durch eine schmale Gasse, wurden von einem Hund verfolgt, der sie müde ankläffte, sich dann aber wieder verzog. Auch er mochte die Schwüle nicht.

Wenig später standen sie vor verschlossenen Kirchentüren. Das Pfarrhaus befand sich rechts davon.

Es lag im Schatten mächtiger Ulmenkronen, die wie ein rundes Dach wirkten.

»Da werden wir ihn bestimmt finden«, sagte Bill und lenkte seine Schritte auf einen sorgfältig geharkten Kiesweg zu, der erst vor dem Türpodest endete.

Bill fand eine Klingel. Suko sah, daß sich hinter dem Fenster rechts neben der Tür die weiße Gardine bewegte.

»Es ist jemand zu Hause.«

»Dann wird er auch öffnen.«

Bills Optimismus war verfrüht. Niemand kam, um sie ins Haus zu lassen. »Die wollen uns nicht«, sagte der Reporter. Er schellte zum zweiten und zum dritten Mal.

»Dann werden sie ihre Gründe haben.«

Bill nahm den Finger von der Klingel. »Kannst du sie mir erklären?«

»Nein.«

»Aber du ahnst etwas?«

Bevor Suko zu einer Erwiderung kam, wurde ihnen dennoch geöffnet. Nur spaltbreit zog jemand die Tür auf. Sie hatten mit dem Pfarrer gerechnet und waren erstaunt, daß sie ein Frauengesicht zu sehen bekamen. »Ja, was wünschen Sie?«

Bill setzte sein etwas verlegen wirkendes Lächeln auf. »Entschuldigen Sie bitte die Störung, Madam, wir wollten eigentlich mit dem Pfarrer sprechen und dachten…«

»Er ist nicht…« Sie holte Luft und sagte: »Er will heute mit niemandem reden. Er fühlte sich nicht wohl. Kommen Sie morgen

wieder. Das ist besser.« Sie schlug die Tür zu und ließ die beiden ziemlich belämmert stehen.
»Ja«, sagte Bill. »Das war eine Abfuhr.«
»Die mir gar nicht gefällt.«
Der Reporter grinste. »Du auch, nicht?«
»Nein, hier stimmte etwas nicht.«
»Wie ich dich kenne, willst du trotzdem ins Haus - oder?«
Suko hob die Schultern. »Zumindest möchte ich mal einen Blick hineinwerfen.«
»Aber nicht hier.«
»Nein, gehen wir um das Haus.« Suko schielte dabei auf das Fenster. Wieder bewegte sich die Gardine. »Wir werden beobachtet, Bill.«
»Dann weiß ich Bescheid.«
Die beiden Männer gingen so weit zurück, bis sie vom Fenster aus nicht mehr gesehen werden konnten. Dann schlugen sie sich in die Büsche. Ihre Schritte waren auf dem weichen Rasen kaum zu spüren. Geduckt gingen sie einen Bogen, erreichten auch die Grenze zur Kirche, und es, war Bill, der über einen sperrigen Gegenstand stolperte, so daß es ihn fast auf die Nase geworfen hätte.
Einen leisen Fluch ausstoßend, drehte er sich herum. Suko war neben dem Gegenstand stehengeblieben, der im weichen Gras wie auf einem dichten Teppich lag.
»Das ist ein großes Eisenkreuz«, sagte er leise.
Bill stand auf einem Bein und rieb seinen geprellten Fußknöchel. »Ja, das spüre ich.«
»Weshalb liegt es hier?«
Der Reporter trat wieder normal auf. »Wahrscheinlich hat man es angerissen.«
»Das sehe ich auch so. Aber was ist der Grund?«
»Kann ich dir nicht sagen.«
Suko schnickte mit den Fingern. Der Blick auf den Kirchturm war ihm verwehrt. Er schaute trotzdem in die Richtung. »Ich glaube, daß es hier in Garway jemand gibt, der es nicht gern hat, wenn er mit christlichen Symbolen konfrontiert wird.«
»Gehst du nicht zu weit?«
»Nein. Ich glaube auch nicht, daß der Pfarrer krank ist. Hier hat man uns ein faules Ei ins Nest gelegt.«
»Sehen wir uns das Ei an.«
Sie setzten ihren Weg fort und erreichten sehr bald die Rückseite des Pfarrhauses.
Drei Fenster zählten sie, die das dunkelrote Mauerwerk unterbrachen. Einige Pflanzen rankten sich an der Dachrinne entlang in die Höhe. Kein Fenster war offen. Zudem lagen sie so hoch, daß weder Bill noch Suko hineinschauen konnten.

Bill ging zu einer schmalen Hintertür, probierte die Klinke und war enttäuscht darüber, daß die Tür verschlossen war.
»Und jetzt?« fragte er.
Suko legte als Antwort einen Zeigefinger auf die Lippen. Seine Augen hatten einen starren Blick bekommen. Auch Bill vernahm jetzt das Geräusch. Ein leises Rascheln, gleichzeitig fuhr ihnen ein warmer Windstoß entgegen, als hätte ihn das Höllenfeuer herbeigeweht.
Im nächsten Augenblick passierte es. »Weg da!« brüllte Suko noch und hechtete zur Seite.
Bill blieb noch einen Lidschlag länger stehen und starrte auf das gewaltige Eisenkreuz, das sich mit einer hohen Geschwindigkeit auf sie zubewegte, um sie zu erschlagen…

***

Saunders grinste und rieb sich die Hände, wobei er Vincent van Akkeren anstarrte. »Haben Sie alles unter Kontrolle?«
»Ja.«
»Seit wann?«
»Ich bin schon vor einigen Stunden hier eingetroffen.«
»Das ist gut.« Saunders Augen bekamen einen lauernden Ausdruck. »Ist er auch da?«
»Sicher.«
»Wo?«
»Er ist da, das muß dir reichen.« Van Akkeren starrte den alten Mann so hart und drohend an, daß dieser einen kleinen Schritt zurückging und den Kopf drehte.
Die beiden hielten sich in Sichtweite der Templer-Kirche auf. Wie ein großes dunkles Tuch deckte sie der Schatten des Waldrandes vor neugierigen Blicken. Die Luft war zum Schneiden dick. In der Ferne wetterleuchtete es bereits.
Noch war nicht Mitternacht. Erst zur Tageswende hin würde der große Kampf zwischen Sinclair und Garinga beginnen.
Saunders' Mißtrauen war noch nicht verschwunden. Einige Male rieb er seine feuchten Handflächen gegeneinander. »Wir haben den Ort gesäubert«, sagte er leise, »aber rechnen Sie auch damit, daß Sinclair den Dämon besiegen kann?«
»Er wird es, ich kenne ihn. Sinclair hat viel geschafft, beinahe sogar mich. Er wird uns zum Dunklen Gral führen und uns dessen Geheimnis vor die Füße legen.«
»Das hoffe ich.«
Saunders merkte, daß van Akkeren nichts mehr sagen wollte. Deshalb schwieg er auch. Es war immer besser, wenn man das tat, was dieser Mann verlangte.
Hoch über ihnen bekam der Nachthimmel ein dickes Wolkenbett. Es

wirkte wie ein Zeichen, ein Symbol oder eine finstere Drohung, daß die Mächte der Hölle zum Schlag ausgeholt hatten…

***

Das schwarze Eisenkreuz war rasend schnell. Es flog gekippt heran, drehte sich dabei um die eigene Achse und streifte bei jeder Drehung dicht über den Boden.

Bill konnte sich nur mit einem verzweifelten Hechtsprung zur Seite retten. Er prallte auf die weiche Erde, überschlug sich dort und schützte seinen Kopf mit beiden Händen.

Dann vernahm er ein dumpfes Geräusch, danach einen Fall, dann war es wieder ruhig.

Zugleich mit Suko richtete er sich auf. Beide waren bleich geworden. Mit diesem Angriff hatten sie nicht gerechnet. Der Reporter schlug einige Halme von seiner Kleidung, als er auf Suko zuging und ihm zunickte. »Sagst du was dazu?«

»Es fällt mir schwer.«

»Ein Kreuz, das uns erschlagen wollte.« Bill ballte die rechte Hand zur Faust. »Wieso, Suko? Weshalb geschah dies?«

»Ich kann es mir nur erklären, daß es manipuliert worden ist. Man muß es vom Kirchturm herabgeholt und ihm seine Weihe genommen haben. Man hat es umfunktioniert. Es gehorcht dem Satan.«

»Und wer hat die Macht, so etwas zu unternehmen?«

»Asmodis selbst.«

»Daran glaube ich nicht. Nein, nicht er hat hier seine Hände im Spiel, das sage ich dir.«

»Wer dann?«

Suko lachte leise. »Templer-Magie. Wenn wir das als Überschrift nehmen, gibt es eigentlich nur zwei Personen, die dafür in Frage kommen. Baphometh und van Akkeren.«

»Da kannst du recht haben.«

»Und wenn ich tatsächlich recht haben sollte, müssen wir davon ausgehen, daß die beiden sich möglicherweise hier in Garway aufhalten. Bestimmt sogar.«

Bill deutete auf das Haus. »Vielleicht haben sie sich dort versteckt. Das Verhalten der Frau war ungewöhnlich. Ich rechne auch damit, daß sie ihre Hilfskräfte eingesetzt haben. Die dämonischen Templer können Garway überflutet haben.«

»Das weise ich nicht von der Hand.«

»Wir werden in das Haus…«

»Noch nicht, Bill.« Suko hob die Hand. »Ich schaue mir zunächst einmal das Kreuz an.«

»Damit es dich wieder…«

»Nein, ich habe etwas anderes vor.« Suko zog bereits seine

Dämonenpeitsche, schlug einmal den Kreis und schaute zu, wie die drei Riemen aus der runden Öffnung rutschten.

Bill bekam große Augen. »Ach so ist das«, flüsterte er.

»Klar. Es muß doch eine Möglichkeit geben, den Bann vom Kreuz zurückzuziehen.«

Bill blieb hinter dem Inspektor, der dort hinlief, wo das große Eisenkreuz aufgeschlagen war. Dabei schaute sich der Reporter einige Male um. Von der Rückseite des Hauses her wurden sie nicht beobachtet. Niemand stand hinter einem der Fenster.

Eine jetzt erst zu erkennende Mauer hatte den Flug des Kreuzes gestoppt. Sie war bewachsen, zugleich zeigte der Stamm eines Baumes noch tiefe Einschnitte und Kerben, weil das schwere Eisenkreuz dagegen geschlagen war.

Jetzt lag es auf dem Boden, halb verdeckt vom dunkelgrünen Sommergras. Die Luft stand hier. Nur Mücken bewegten sich hektisch unter den Zweigen in einem wirren Tanz.

Suko trat seitlich an das Kreuz heran, weil er dort mehr Platz hatte. Er hob den rechten Arm und schlug kraftvoll zu. Während des Flugs spreizten sich die drei Riemen und trafen das schwere Eisenkreuz an verschiedenen Stellen.

Suko und Bill sprangen zurück, als es sich plötzlich von allein aufrichtete, für einen Moment stehenblieb, dabei ein Zischen von sich gab, als wäre Wasser über schwelende Balken geschüttet worden. Außerdem war noch ein Geräusch zu hören, das einem kreischenden Schrei ähnelte.

Dann war es ruhig. Das Kreuz kippte wieder um und blieb liegen. Langsam ließ Suko sich in die Hocke gleiten. Er strich mit der freien Hand über das Metall und nickte.

»Was hast du?«

»Bill, wir haben hier so etwas wie Exorzismus betrieben. Die böse Macht, die das Kreuz unter ihre Gewalt gebracht hat, ist ausgetrieben worden.«

»Und der Schrei?«

Suko kam wieder hoch und atmete tief ein. »Er muß von dem Geist ausgestoßen worden sein, den wir vernichtet haben.«

Der Reporter hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Das will mir einfach nicht in den Kopf.«

»Hast du eine andere Erklärung?«

»Im Moment nicht, aber…« Bill verstummte, weil er hastige Schritte gehört hatte. Beide drehten sich um und sahen die Gestalt einer Frau, die über den Rasen auf sie zurannte. Es war die Person, die ihnen im Pfarrhaus die Tür geöffnet hatte.

Sie trug ein dünnes Sommerkleid. Der Rock schwang bei jedem Schritte in die Höhe. Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt. Sie

stoppte nicht und sprang Bill Conolly an, der davon überrascht wurde. Mit den Fäusten schlug sie gegen seine Brust und Schultern. »Mörder!« brüllte sie dabei, »ihr Mörder! Ihr habt ihn getötet! Ihr habt meinen Mann umgebracht…!«

***

Weder Suko noch Bill wußten, was die Frau damit gemeint hatte. Zudem waren sie sich keiner Schuld bewußt. Als die Fingernägel Bills Haut an der Wange einrissen, wurde es dem Reporter zu bunt. Er packte die Arme der Frau an den Händen, hielt sie eisern fest, empfing noch zwei Tritte, dann warf er sie zurück ins Gras.

Die Männer rechneten damit, daß die Frau aufspringen und sie erneut angreifen würde.

Das tat sie nicht. Statt dessen krümmte sie sich zusammen und vergrub ihren Kopf in den angewinkelten Armen. Aus ihrem Mund drangen dabei schluchzende Geräusche.

»Das verstehe, wer will, ich aber nicht«, sagte der Reporter. »Du vielleicht?«

»Nein.«

»Wie können wir ihren Mann umgebracht haben?«

»Sie wird es uns erklären.« Suko streckte der Frau den Arm entgegen. »Wollen Sie nicht wieder aufstehen, Madam?«

Sie hörte die Stimme und ließ die Hände sinken. Ihr Gesicht war vom Weinen verquollen, die Augen gerötet. Speichelbläschen sprühten vor den Lippen. Sie atmete japsend und keuchte dabei stark.

»Getötet«, sagte sie mit einer tiefen und sich sehr traurig anhörenden Stimme. »Sie haben meinen Mann getötet.«

»Wir kennen Ihren Mann nicht, Madam. Wir waren hier draußen. Wir können ihn nicht getötet haben.«

»Doch!« röhrte die Frau. »Sie haben Horace getötet. Sie haben ihn mitgenommen, bitte…!« Plötzlich sprang sie hoch und legte die Handflächen zusammen, als wollte sie beten. »Bitte, töten Sie nicht noch mein Kind. Lassen Sie Ann leben, bitte…«

Suko und Bill wußten nicht, was sie davon halten sollten. Der Reporter hatte eine Gänsehaut bekommen. Die Frau tat ihm leid. Irgendwie fürchtete er sich auch vor ihr.

»Können wir nicht in Ruhe darüber reden?« fragte er.

»In Ruhe? Wieso?«

»Vielleicht im Haus.«

»Dann wollen Sie seine Leiche sehen - oder?«

»Auch das.«

Sie drehte sich abrupt um. »Kommen Sie mit. Sie haben ja den Pfarrer sprechen wollen.«

»Dann sind Sie seine Frau. Ja, ich bin Betty Calf, und ich habe eine

siebenjährige Tochter, die ich retten möchte. Schauen Sie sich das Kind auch an, und dann sagen Sie mir, ob Sie es ebenfalls töten wollen. So grausam kann doch kein Mensch sein, so nicht…«

Mrs. Calf ging vor, ohne sich noch einmal umzusehen. Ihre Füße schleiften über den Boden. Sie machte den Eindruck einer Frau, die jeden Augenblick fallen konnte.

Kopfschüttelnd folgten ihr die Freunde. Beide enthielten sich eines Kommentars.

Vor der Eingangstür blieb Mrs. Calf stehen und strich ihr dunkelblondes Haar zurück. Der Knoten im Nacken hatte sich gelöst. Schweißnasse Strähnen fielen in ihre Stirn und über die Augen. »Sie hätten das Kreuz so lassen sollen.«

»Was hat das Kreuz mit dem Tod Ihres Mannes zu tun?« wollte Bill wissen.

»Alles!«

Sie ging ins Haus. Bill tupfte Blut von der Wange und folgte der Pfarrersfrau.

Sie erreichten eine düstere Diele, in der es zwar kühler war, aber auch sehr feucht. An ihrem Ende befand sich eine offene Tür. Rechts führte die Treppe nach oben.

Vor der Tür blieb die Frau stehen. Sie winkte mit beiden Händen. »Kommen Sie!« sagte sie schrill.

»Kommen Sie schon zu mir, und sehen Sie sich an, was Sie angerichtet haben…« Mrs. Calf drehte sich um. Sie stolperte in das Zimmer hinein und begann wieder zu weinen. Neben einem Tisch blieb sie stehen, hatte die Arme nach hinten gedrückt und ihre gespreizten Hände auf die Platte gelegt.

»Da… da…« Ihre Stimme erstickte.

Suko und Bill hatten den Raum betreten. Durch zwei Fenster floß das dunstige Licht. Es reichte aus, um den Mann zu erkennen, der zwischen einem Schrank und der Rückseite eines Sofas lag.

Er war tot.

Sein Kopf lag in einer Blutlache. Eine von der Wand gefallene Eisenuhr hatte ihn erschlagen…

***

Bill schluckte, weil er plötzlich das Würgen im Hals spürte. Suko atmete scharf durch die Nase. Er spürte trotz der Kühle die Kälte auf seinem Rücken, die der Schweiß hinterlassen hatte.

»Sie haben ihn umgebracht!« Die Worte der Frau tropften in die drückende Stille.

Betty Calf bekam von den Männern keine Antwort. Für die beiden war es ein Rätsel. Schließlich fing sich Bill. Er schaute die Witwe an. »Wie können Sie behaupten, daß wir es gewesen sind.«

Mit einer ruckartigen Kopfbewegung löste sich die Frau von ihrem Standplatz. »Weil Sie das Kreuz nicht in Ruhe ließen. Sie hätten es nicht… Sie hätten es so lassen sollen.«

»Es war verflucht!« sagte Bill.

»Ja, das war es!« wurde er angeschrieen. »Es war verflucht. Alles ist verflucht. Der Teufel, der Satan…« Die Augen der Frau weiteten sich. Sie wirkte plötzlich wie eine Furie, als sie die Arme vom Körper spreizte und mit den Fingern das gleiche tat. »Er war hier. Er hat das Kreuz entweiht, er hat alles entweiht in dieser Tat. Und es sollte entweiht bleiben. Wenn nicht, dann würde zuerst mein Mann sterben und danach unsere Tochter Ann. Als sie es entweihten - Horace stand an der Wand und war mit seinen Nerven am Ende -, da löste sich die Eisenuhr über ihm und erschlug ihn. Ich habe es gesehen, ich war dabei. Ich mußte mit anschauen, wie er in die Knie brach und sich nicht mehr erhob. Ich mußte es mit ansehen. O nein…«

Sie drehte sich und wäre gestürzt, hätte Suko sie nicht aufgefangen. Er drückte sie in einen Sessel.

Dort blieb Betty Calf sitzen und weinte leise vor sich hin.

Bill hatte sich umgedreht. Verlegen knetete er seine Finger. Er konnte der Frau nicht mal einen Vorwurf machen, daß sie ihn und Suko für die Mörder hielt. Jemand hatte sein Versprechen auf eine grausame Art und Weise eingelöst.

Suko kam zu ihm. »Weißt du, Bill, was nun geschehen ist?« fragte er leise.

»Ja, uns sind die Hände gebunden. Wenn wir etwas unternehmen, stirbt als nächstes das Kind.«

»Und als übernächster?«

»Ich weiß es nicht.«

Suko stellte sich neben die Witwe.

»Soll ich Ihnen einen Schluck Wasser holen?«

»Nein.«

»Können Sie jetzt reden?«

»Ich will nicht. Ich will, daß Sie gehen und nie mehr hierher zurückkehren.«

»Das kann ich gut verstehen, aber wir sind gekommen, Mrs. Calf, um Ihnen zu helfen.«

Sie stieß ein schrilles Lachen aus. »Das habe ich gesehen. Das habe ich verdammt gesehen! Mörder seid ihr! Nichts als Mörder. Warum haben Sie sich eingemischt? Warum?«

»Wer war es, Mrs. Calf? Wer hat Sie besucht?«

»Der Satan!«

»Wie sah er aus.«

»Er kam als Mensch. Ein dunkelhaariger Mann mit Augen wie Feuer. Er sprach von der Hölle und Baphometh, der in diese Stadt gekommen

war, um das große Geheimnis zu entreißen. Er will den Ort übernehmen, er will die Menschen zu seinen Sklaven machen.«

»Und Ihr Mann?«

»Er wollte es nicht glauben. Er stemmte sich dagegen, aber der Fremde ließ ihm keine Chance. Er zerrte ihn nach draußen und sorgte dafür, daß sich das schwere Kreuz vom Kirchturm löste und auf den Boden fiel. Er hatte es zu seinem eigenen gemacht. Die Hölle hat es übernommen. Hier hat er den Anfang gemacht, er wollte alles in der Stadt, was nicht in seinem Sinne war, verändern. Sollte sich ihm jemand in den Weg stellen und etwas von dem rückgängig machen, dann würde zuerst mein Mann sterben. Dieses Versprechen hat er eingehalten.« Betty Calf konnte nicht mehr sprechen.

Sie vergrub ihr Gesicht in der Armbeuge.

Bill nickte dem Inspektor zu. »Kannst du dir denken, wer hier erschienen ist?«

»Ja, van Akkeren.«

»Und Baphometh?«

»Der auch.«

»Was machen wir jetzt?«

»Ich möchte das Kind sehen«, sagte Suko.

Mrs. Calf hatte die Worte gehört. »Nein!« sagte sie. »Nein und abermals nein. Ich will nicht, daß Sie Ann etwas antun. Sie werden und dürfen es nicht sehen.«

»Wir lassen Ann in Ruhe. Ist sie hier im Haus?«

»Ja.«

Suko hatte die Frau mit seiner Frage überrascht. Jetzt bedauerte sie es, eine Antwort gegeben zu haben. Sie sprang auf, doch Suko fing sie ab, bevor sie abermals ihre Fingernägel einsetzen konnte.

»Bleiben Sie sitzen, Mrs. Calf, wir werden einen Arzt rufen. Okay?«

»Nichts ist okay«, keuchte sie, »gar nichts. Ich will keinen Arzt…«

»Und die Leiche Ihres Mannes.«

»Ich will sie hier behalten. Sie soll erst morgen weggeschafft werden, wenn alles vorbei ist.«

»Was soll vorbei sein?« hakte Suko sofort nach.

»Alles. Die nächste Nacht ist wichtig. Ungemein wichtig für Garway und uns.«

»Finden wir Ann oben im Kinderzimmer?« fragte Bill aufs Geratewohl.

Betty Calf nickte. Dann winkte sie ab. »Wenn Sie meinem Kind etwas antun, werde ich Sie töten.«

»Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben.« Suko verließ vor dem Reporter das Zimmer. Auf dem Weg in die erste Etage flüsterten sie miteinander.

»Er hat bereits zugeschlagen«, sagte Bill. »Van Akkeren und

Baphometh lassen nichts mehr anbrennen.«

»Ja, und John steht dazwischen.«

Die Treppe war eng. Im kleinen Flur der ersten Etage stand eine große Vase mit frischen Sommerblumen. Irgendwie paßten sie nicht in dieses Trauerhaus.

Die Freunde wußten zwar nicht genau, wo das Kinderzimmer lag, aber sie hörten eine helle Kinderstimme durch die offene Tür in den schmalen Korridor hallen.

»Ihr seid die Besten, und ihr bleibt immer bei mir, wenn mich alle anderen verlassen, nicht wahr?«

Bill hob die Schultern. Er verstand nicht. Suko aber ging schon vor. Er wollte sich das Kind ansehen und war nur froh, daß die Kleine noch lebte.

Ihre Stimme verstummte. Wahrscheinlich hatte sie die Schritte der Männer vernommen.

»Wer ist das?« fragte sie plötzlich und fügte einen Satz hinzu, der Bill und Suko erschreckte. »Bist du es, Baphometh?«

Zwei Sekunden später standen die beiden auf der Türschwelle. Bill schaute über Sukos Schulter hinweg in das Zimmer.

Ann hockte am Boden und spielte mit ihren Puppen, mit denen sie sich auch unterhalten hatte. Sie hielt jetzt inne, als sie die beiden Männer sah. Anns Haare besaßen die gleiche Farbe wie die ihrer Mutter. Das Kind sah völlig normal aus. Die gesamte Szene wirkte normal, bis auf eine wichtige Kleinigkeit.

Über Anns Kopf und mit der Decke verbunden, schwebte die Spitze eines nach unten hängenden Dolchs mit dem häßlichen Gesicht Baphomeths auf der breiten Klinge…

***

Ich war umgeben von Toten!

Jeder von ihnen hockte auf einem uralten Lehnstuhl. Die Stühle waren im Halbkreis aufgestellt worden. Nur dort, wo der Raum in den Stollen mündete, befand sich die Öffnung.

Ein Bild des Schreckens, des Todes. Jetzt hatte ich auch eine Erklärung für den gräßlichen Geruch, der mir entgegengeweht war.

Allmählich löste sich meine innerliche Vereisung. Das Skelett interessierte mich momentan nicht mehr, die Toten waren wichtiger.

Ich hielt die Lampe nicht mehr still, sondern leuchtete einige der Leichen konzentriert an. Sie glichen sich fast wie ein Ei dem anderen. Vermoderte, graugrüne Gestalten, mit skelettartigen Schädeln, in deren leere Augenhöhlen Spinnen ihre Netze gewoben hatten.

Einige saßen so, als wollten sie jeden Moment aufstehen. Die fleischlosen Finger um die Lehnen der Stühle gekrallt und ihre Rücken gegen die Hinterseiten gedrückt.

Andere waren zur Seite gekippt. Da hingen entweder die rechten oder die linken Arme nach außen, und bleiche Fingerspitzen berührten den staubigen Boden, als wollten sie in die Schicht ein Muster einkratzen.

Noch etwas hatten sie gemeinsam.

Sie waren in lange Gewänder gehüllt, die sich im Laufe der Zeit nicht aufgelöst hatten, wohl von einer dicken Schicht aus Staub und Spinnweben überzogen waren.

Die meisten besaßen ihre Haare noch. Sie ballten sich auf den Schädeln zusammen wie grauweiße Putzwolle.

Wer waren diese Toten?

Ich konnte nur raten und dachte automatisch an den alten Friedhof vor der Kirche. Sollten das die Leichen sein, denen man auf dem Friedhof die Grabsteine errichtet hatte?

Viele Fragen, nur keine Antworten. Die Szene erinnerte mich an einen der alten Horrorfilme aus den sechziger Jahren. Das Licht paßte sogar und auch die Farbe der Leichen. Dieses geheimnisvolle Grün, das aufschimmerte, wenn der Lichtstrahl über die Körper strich.

Garinga stand vor mir. Er mußte sich vorkommen wie ein König. Weshalb er mich zu den Toten geführt hatte, wußte ich noch nicht. Vielleicht bekam ich mal eine Erklärung.

Noch tat er nichts.

Aber er hatte seinen Schädel gedreht und schaute mich an. Noch immer leuchteten seine Knochen.

Jeder einzelne war mit diesem ungewöhnlichen Licht gefüllt, das nur einen magischen Ursprung haben konnte. Als er den Arm hob, wußte ich, daß nur ich mit dieser Bewegung gemeint sein konnte.

Noch hatte er nicht gesprochen und sich auch nicht auf eine andere Art und Weise mit mir in Verbindung gesetzt. Stumm hatte er mir bewiesen, welch eine Kraft in ihm steckte.

Plötzlich redete er mich an. Seine dumpfe, hohl klingende Stimme erfüllte den Raum und hallte von den nackten Steinwänden wider. »Du hast den Fluch gelöst, aber ich habe den Tod überwunden. Man kann mich nicht vernichten. Ich werde immer wieder zusammenwachsen und meine Aufgabe hier erfüllen. Ich bin hier, um das große Geheimnis zu bewahren, das diese Toten kennen. Erst wenn ich nicht mehr bin, werden sie noch einmal auferstehen und anfangen zu reden. Dann wird sich herausstellen, wer der Dunkle Gral ist. Solange ich aber hier stehe, wird sich daran nichts ändern. Schon Gottfried von Bouillon hat es versucht. Er konnte diese mächtige Klinge führen, er hat mich zerschmettert, aber nicht getötet, denn in mir steckt eine noch stärkere Kraft. Ich, ein Keltengott, habe diese uralte Kirche beherrscht, ohne daß es die Menschen wußten. Sie begriffen es erst, als sie in meinem Bann standen. Und es waren die

Templer, die ich der Reihe nach tötete und in diesem Saal langsam vermodern ließ. Sie wußten um den Dunklen Gral, seine Kraft war es; die sie nicht hat verfallen lassen. Noch treiben ihre Seelen im Zwischenreich. Manchmal, wenn jemand eindringen will, begrüßen sie ihn mit einem lauten Heulen und Jammern, so wie dich. Ansonsten sind sie stumm. Du hast das Schwert aus meiner keltischen Seele gezogen und somit dafür gesorgt, daß sich Körper und Geist wieder vereinen konnten. Ich bin zu einem Ganzen geworden, und ich besitze auch die Kraft der beiden Teile. Du bist gekommen, um den Kampf zu beginnen, ich werde mich dir stellen.«

»Was geschieht mit dem Verlierer?« fragte ich, wobei ich dem Echo meiner eigenen Stimme lauschte.

»Er wird für alle Ewigkeiten und bis ans Ende aller Dinge aus dem Spiel sein. Aber ich werde nicht verlieren. Ich habe gegen die Templer gewonnen und werde auch dich überleben. Garinga überwindet den Tod, immer und immer wieder.«

Nach diesen Worten erlosch das Licht in seinen Knochen. Auch ich hatte die Lampe ausgeschaltet, so daß die Dunkelheit über uns fiel wie ein dichter Sack.

Bevor ich die Leuchte noch einschalten konnte, geschah etwas anderes. Das rote Feuergesicht des Götzen Garinga war mir noch in guter Erinnerung geblieben.

Aus dem Nichts materialisierte es sich urplötzlich!

Ich hatte das Gefühl, in eine rotglühende, zuckende Wand zu schauen, in eine tanzende Sonne, deren Umriß ein Strahlenkranz nachzeichnete. Innerhalb des Kranzes sah ich das Gesicht.

Zwei grausame Augen, ein verzogener Mund, nicht mehr als ein schwarzer Strich und einen Ansatz von einer Nase. Der rote Sonnenschädel strahlte so weit ab, daß sein Licht auch Garinga einhüllte.

Er besaß noch seinen Knochenkörper!

Diesmal leuchtete das Gebein nicht. Es wirkte in Knie- und Fußhöhe grau wie Staub.

Er kam auf mich zu.

Wie er mich umbringen wollte, wußte ich nicht. Möglicherweise mit seinen Knochenklauen erwürgen oder auch verbrennen, alles mußte ich in Erwägung ziehen.

Hilfe konnte ich von keiner Seite erwarten. Die Toten hatten sich die Jahrhunderte über nicht gerührt, sie würden es auch jetzt nicht tun und mir zur Seite stehen.

So kämpfte ich allein.

Ich war einen Schritt zurückgetreten und hatte beide Hände auf den Schwertgriff gelegt. Schon einmal hatte ich versucht, die Waffe normal zu führen, es war mir kläglich gelungen. Nichts sprach dafür, daß es

mir jetzt besser erging.

Noch hatte ich Zeit, setzte die Kraft meiner beiden Arme ein und konnte das Schwert in die Höhe wuchten. Allerdings reichte die Kraft nicht aus, um die Klinge senkrecht zu stellen und danach zuschlagen zu können. Auf nicht einmal halber Höhe sackte sie wieder zurück und kratzte mit der Spitze über das Gestein.

Garinga lachte. Das Maul öffnete sich für einen kurzen Moment. Ein dumpf und röhrend klingendes Geräusch drang hervor.

Ich ließ ihn kommen. Wieder wuchtete ich das schwere Schwert etwas hoch und holte, so gut es ging, zu einem Rundschlag aus.

In Kniehöhe wischte die Klinge über den Boden. Sie hätte Garinga auch erwischt, doch der Knöcherne stieg mit einem lässig wirkenden Schritt über das Schwert hinweg. Mich trieb die Fliehkraft ebenfalls in die linke Richtung und hielt das Schwert umklammert, als wäre es meine letzte Hoffnung.

Ich hätte es lieber loslassen und mich um den Knöchernen kümmern sollen, so bekam er seine Chance und griff zu.

Eine kalte, bleiche und gleichzeitig würgende Knochenklaue erwischte mich im Nacken, drückte gnadenlos zu und schleuderte mich nach vorn. Diesmal ließ ich den Griff los. Ich taumelte in den Gang hinein, stolperte und fiel der Länge nach hin.

Den Schmerz ignorierend, drehte ich mich wieder herum, lag kaum auf dem Rücken, als ich schon in die Höhe schnellte und es jetzt mit einer anderen Waffe versuchte.

Zwar dachte ich für einen Moment an das Kreuz, wollte es aber zuvor mit einer Silberkugel probieren.

Ich zielte auf das Gesicht.

Noch zwei Schritte ließ ich die Gestalt näherkommen, dann drückte ich ab.

Die rötliche Sonne war nicht zu verfehlen. Meine Silberkugel jagte genau hinein.

Für einen Moment blitzte es zwischen den Augen auf, dort wurde es dunkel, als wäre ein Loch entstanden, das sich im nächsten Moment wieder auffüllte.

Die Kugel hatte nichts erreicht!

Dafür lachte Garinga. »So wirst du mich nie vernichten können, so nicht.«

Und er ging weiter.

Ich tauchte unter seinen zupackenden Armen hinweg, bekam genügend Luft und nahm mein Kreuz.

Wir befanden uns in einem uralten keltischen Magie-Zentrum. Die Kelten hatten vieles aus dem frühen Christentum übernommen, das wußte ich. Symbole, zum Beispiel, auch bestimmte Rituale, so konnte ich auf mein Kreuz hoffen, aber Garinga spielte andere Kräfte aus.

Bevor ich es noch richtig in der Hand hielt, wurde es glühend heiß. Ich kam mir vor, als hätte ich in Feuer gepackt, ließ es sinken und steckte es weg.

Die Hitze verschwand.

Garinga hatte seinen Spaß. »So nicht und auch nicht anders. Du mußt das Schwert nehmen, wenn du mich vernichten willst. Geh hin und nimm es dir.« Er blieb stehen.

Ich schlug einen Bogen. Die Leichen »schauten« mir aus ihren glotzenden leeren Augenhöhlen zu, wie ich hinlief, mit beiden Händen ergriff und das Schwert in die Höhe wuchtete.

Mit mir wurde Katz und Maus gespielt. Nur schlecht, daß ich dabei die Maus war und nicht die Katze.

Mit Mühe und Not bekam ich das Schwert in die Höhe. Ich stemmte mich förmlich auf die Waffe, wie der Stabhochspringer auf seinen Stab, bevor er sich über die Latte wuchtete.

Auch Garinga hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. Er kam mit gemessenen Schritten auf mich zu und gab dabei mit dröhnender Stimme seinen Kommentar ab.

»Bisher habe ich nur mit dir gespielt, Eindringling. Jetzt aber werde ich dich vernichten…«

Aus meiner Sicht konnte ihn niemand daran hindern, sein Versprechen einzulösen…

Frankreich - Alet-les-Bains, die kleine Stadt in den Bergen und eine Hochburg der Templer.

Ein Mann befand sich mutterseelenallein in seinem Zimmer und machte sich schwere Vorwürfe. Es hätte nicht so weit zu kommen brauchen, er hätte den Geisterjäger warnen können, aber er hatte es nicht getan. Er hatte ihm keine Informationen geben dürfen, dann wäre möglicherweise alles anders verlaufen.

John mußte seinen Weg allein gehen. Aber konnte er es auch allein schaffen?

Mit diesem Gedanken quälte sich der Abbé herum, und er spürte auch sein schlechtes Gewissen.

Es war wie ein Druck, der immer stärker wurde und dem er nicht ausweichen konnte.

Was sollte er tun?

John Sinclair hatte ihm vor einigen Monaten den Würfel hinterlassen, ein magisches Meisterwerk, das manipulierbar war. In dem Würfel steckten Kräfte, die weder John Sinclair vollends kannte, noch der Abbé. Letzterer hatte noch nicht die Zeit gefunden, sich intensiv mit der Erforschung des Würfels zu beschäftigen.

Konnte er trotzdem helfen?

Der Abbé konzentrierte sich auf ihn. Er wollte dadurch die Kräfte des Würfels wecken. Nicht allein sie waren wichtig. Der Würfel hatte

einmal John Sinclair gehört. Vielleicht konnte er durch ihn eine Verbindung zu dem ehemaligen Besitzer herstellen.

Ihm eine Warnung schicken…

Nach seiner Erblindung war der Abbé sehr sensibel geworden. Was andere längst nicht wahrnahmen, das spürte er bereits beim Herannahen. Gewisse Strömungen und Ahnungen nahm er auf, wie ein trockener Schwamm das feuchte Naß.

Sein Geist suchte. Er wollte ihn auf die Reise schicken, um Johns Gedankenwelt zu erfassen.

Telepathie, Telekinese, forschen, suchen, Entfernungen zusammenschmelzen lassen. Dimensionen überschreiten und einen Dialog auf mentaler Ebene führen.

Der Abbé strengte sich ungemein an. Er hatte um absolute Ruhe gebeten, nichts durfte seine Konzentration beeinträchtigen, wenn er sein Ziel erreichen wollte.

Er mußte sein Wissen John Sinclair mitteilen, das war er ihm einfach schuldig, wo er ihn schon in die Falle hatte laufen lassen.

Es geschah zunächst nichts. Seine Gedanken, durch die Macht des Würfels verstärkt, strichen ins Leere, vielleicht vorbei an John Sinclair, denn der Abbé bekam doch einen Kontakt.

Eine andere Stimme meldete sich. »Wer bist du?«

»Abbé Bloch…«

»Ich lese deine Gedanken. Du suchst einen Mann, den wir beide kennen. John Sinclair…«

»So ist es…«

»Er will das Geheimnis des Grals lüften. Aber er ist in Gefahr, in großer Gefahr…«

»Können wir etwas tun?« fragte der Abbé verzweifelt.

»Vielleicht«, wehte es wie ein Hauch durch sein Hirn. »Vielleicht können wir etwas tun…«

»Und was?«

Da war die Stimme verstummt. Doch einen Moment später meldete sie sich wieder. »Denke an den Namen Tanith, Abbé. Ich habe lange gewartet. Vielleicht sogar zu lange, aber ich werde es versuchen. Wünsche mir Glück, Abbé, viel Glück…«

Einen Herzschlag später riß die Verbindung…

ENDE des ersten Teils